1,90 DM / Band 640
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Das Blut-Rätsel

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Das Blut-Rätsel

John Sinclair Nr. 640

von Jason Dark

erschienen am 09.10.1990

Titelbild von Nicolai Lutohin

Sinclair Crew

Das Blut-Rätsel

Als ich die Tür öffnete, wusste ich plötzlich, wer mich in der kühlen Halle erwarten würde - der Tod!

Nicht als Skelett mit der Sense, auch nicht als Killer mit einem schweren Revolver in der Hand, es war die Frau mit dem puderweißen Gesicht, der grünen Schminke auf der Stirn und den wilden roten Haaren, die von ihrem Kopf in die Höhe wuchsen und auf mich wirkten wie erstarrte Flammenarme. Die Frau trug ein langes, weißes Kleid, hoch geschlossen, saß auf einem Stuhl mit hoher Lehne, schaute mir entgegen, nickte beständig und lächelte knapp, als ich hinter mir die Tür sacht wieder ins Schloss drückte.

Mein Gefühl blieb. Unsichtbar schwebte die Kälte des Todes über uns hinweg. Auch wenn ich versuchte, an etwas anderes zu denken, ich konnte es nicht. Das Gefühl, den Tod unmittelbar zu erleben, wich einfach nicht von meiner Seite…

»Willkommen in meinem Haus, John Sinclair!«, begrüßte sie mich. »Ich freue mich, dass Sie meine Einladung angenommen haben.«

Ich lauschte dem Klang der Stimme. War es überhaupt eine weibliche? Natürlich, vor mir saß eine Frau, unzweifelhaft an ihren Rundungen zu erkennen, die sich unter dem hellen Stoff abzeichneten, aber das hart wirkende Gesicht strafte ihre Worte Lügen. Mir schien es, als hätte sie nur etwas gesagt, um einige Worte zu sprechen. Aus reiner Höflichkeit. Ein ungute Gefühl blieb bei mir zurück.

Mir war, als würden die Fingerspitzen irgendwelcher Eishände über meinem Rücken streichen.

Die Halle des Landhauses war geräumig. Unter der Decke spendete ein Kronleuchter Licht. Ich hätte mir die Halle gut mit Möbelstücken vorstellen können, aber darauf war verzichtet worden.

Bis auf den Stuhl mit hoher Lehne und den vor ihm stehenden Tisch war sie leer.

Die Frau war mir ein Rätsel. Ich kannte ihren Namen. Sie hieß Cynthia Manson, hatte mich angerufen und um einen Besuch gebeten. Mehr nicht, das war alles.

Weshalb ich dieser Einladung gefolgt war, wusste ich selbst nicht zu sagen. Neugierde konnte es sein. Oder verhaltene Freude darüber, wieder einen Fall in London erleben zu können, denn die letzten hatten sich außerhalb dieser Stadt abgespielt.

Jedenfalls war ich da und gespannt darauf, was sie mir zu sagen hatte. Zumindest musste sie mir erst einmal einen Platz anbieten, und sie deutete über die Länge des Tisches hinweg, an dessen anderem Ende ein ebenfalls hochlehniger Stuhl stand.

»Sie dürfen sich setzen, Mr. Sinclair.«

»Danke.« Ich ging langsam an der Tischseite vorbei, erreichte den Stuhl, rückte ihn mir zurecht und nahm leicht räuspernd Platz.

Wir schauten uns über die Länge des Tisches hinweg an. Meine Hände lagen flach auf dem dunklen Holz der Tischplatte. Die Wärme draußen war hinter mir zurückgeblieben. Mittlerweile empfand ich die Kühle als angenehm, auch wenn dabei das Gefühl der Gefahr nicht verschwinden wollte. Es lag an der Frau, die nichts tat. Sie saß am anderen Ende des zu langen Tisches und schaute mich an.

Ruhig, bewegungslos, mit der grün geschminkten Umgebung ihrer Augen, hochgezogen bis zur Stirn. Erst in der Höhe des Haaransatzes hörte die Schminke auf.

Da sie keine Anstalten traf, das Gespräch zu beginnen, fing ich an. »Sie haben mich herbestellt, Madam. All right, ich bin gekommen und würde gern wissen, was Sie von mir wollen.«

Sie ließ sich Zeit mit der Antwort. Kerzengerade saß sie auf dem Stuhl. Zwischen ihrem Rücken und der hohen Lehne hielt sie einen Abstand. Im Gegensatz zu ihrer geraden, harten Nase und den

ebenfalls hart blickenden Augen wirkten ihre Lippen voll und sinnlich. Sie deutete ein Lächeln an, das absolut neutral war.
Dann kam der Hammer.
»Sie sollen mein Leben retten, Mr. Sinclair!«
Ich schüttelte den Kopf. »Wie bitte?«
»Haben Sie mich nicht verstanden?«
»Doch - schon, aber…«
»Ich will, dass Sie mein Leben retten, Mr. Sinclair. Nicht mehr und nicht weniger.«
»Das ist alles?«
»Ja.«
Ich räusperte mich wieder und dachte daran, dass mir jetzt ein Schluck Wasser gut getan hätte. Allerdings traute ich mich nicht, die Frau danach zu fragen, legte die Stirn in Falten und sprach nach einer Weile sehr langsam. »Wenn ich Ihr Leben retten soll, muss es eine Person geben, die Ihnen nach Ihrem Leben trachtet. Verstehe ich das richtig?«
»In etwa.«
»Und wer ist es, bitte?«
»Ich selbst!«
Sie selbst! Fast hätte ich gelacht, aber die Stimmung war nicht zum Lachen. Ihre Erwiderung hatte sich verflucht ernst angehört, auch wenn mir nicht klar war, was dahinter steckte.
Natürlich dachte ich an einen Selbstmord, und da hakte ich nach.
»Ja, Sie haben Recht. Ich will mich umbringen.«
Durch die Nasenlöcher atmete ich aus. »Soll ich dabei Zeuge sein, oder wie meinen Sie das?«
Cynthia Manson wiegte den Kopf. »Ja und nein«, murmelte sie. »Es ist etwas schwierig…«
»Ich höre zu.«
»Sie könnten mich retten.«
»Ach ja?«
Sehr ernsthaft nickte sie. »Ich glaube, dass Sie es schaffen könnten. Wenn nicht, dann suchen Sie bitte den Schädel.«
»Was genau?«
»Den Totenschädel, Mr. Sinclair. Er befindet sich hier im Haus, im Keller. Dann noch etwas. Wissen Sie eigentlich, was die Japaner und Chinesen sagen, wenn jemand eine andere Person vor dem Selbstmord bewahrt hat? Wissen Sie das?«
»Ich glaube nicht.«
»Sie sagen, dass der Retter oder die Retterin so lange bei dem Opfer bleibt, bis er sie ins Leben zurücklässt.«
»Der Retter?«
»Richtig.«

Ich überlegte kurz, weil ich das Gespräch noch länger hinziehen wollte. »Fangen wir noch einmal an. Gesetzt den Fall, es gelingt mir, Sie zu retten. Dann muss ich so lange in Ihrer Nähe bleiben, bis ich sicher bin, dass Sie nicht mehr selbstmordgefährdet sind.«

»Gut verstanden.«

Diesmal lächelte ich. »Da Sie mich angerufen haben, werden Sie natürlich wissen, wer ich bin.«

»Selbstverständlich.«

»Dann dürfte Ihnen auch klar sein, dass ich ein viel beschäftigter Mensch bin. Ich bin bei Scotland Yard angestellt, stehe im Range eines Oberinspektors und beschäftige mich mit Fällen, die außerhalb der Norm liegen. Ich jage, wie man so schön sagt, Geister.«

»Das weiß ich.«

»Gut. Leider gibt es bei mir keine Pause oder kaum eine. Irgendetwas passiert immer. Allein aus diesem Grund wäre es mir nicht möglich, ständig in Ihrer Nähe zu bleiben und Sie zu überwachen. Können Sie das nachvollziehen?«

»Im Prinzip haben Sie Recht«, stimmte sie mir zu. »Aber es werden sich Mittel und Wege finden lassen, dies alles zu umgehen. Finde ich jedenfalls.«

»Sorry, dann kennen Sie meinen Job nicht.«

»Abwarten, Mr. Sinclair. Außerdem sollten Sie bitte an den Schädel denken, von dem ich Ihnen berichtete. Sie finden ihn im Keller. Der ideale Platz wäre auf meinem Grab oder wo immer man mich verscharren wird. So sieht meine Zukunft aus.«

»Die nähere oder die…«

Cynthia Manson ließ mich nicht ausreden. »Die sehr nahe Zukunft, Mr. Sinclair.«

»Oder die Gegenwart?«

»Ja.«

Ich saß noch immer da wie jemand, der sich auf den Arm genommen fühlte. Wollte sie mich reizen?

Das konnte ich mir nicht vorstellen. Irgendwas lief da verdammt quer, und zwar so sehr, dass mein Misstrauen immer stärker wurde und ich ihre Worte als Tatsache ansah.

»Sie glauben mir nicht?«

»Sagen wir so, Cynthia, es fällt mir schwer. Ja, es fällt mir schwer, dies zu glauben.«

»Wie Sie wollen!«

Die drei Worte hatten mir einfach zu endgültig geklungen. »Moment mal, heißt das jetzt, dass Sie…?«

»Ich hatte es Ihnen gesagt, Mr. Sinclair. Ich hatte es Ihnen gesagt.« Mehr sprach sie nicht. Dafür drückte sie sich sehr langsam zurück, behielt die Hände auf der Tischplatte und auch das kantige Lächeln

bei, mit dem ich nichts anfangen konnte. Scherzte sie oder meinte sie es ernst?

Die Frau besaß keine Waffe, sie lehnte sich nur zurück und richtete ihren Blick auf mich.

Lehnte sich nur zurück! War es das?

Ich verspürte einen Schauer wie im Fieber. Die Hitze durchflutete mich lohenartig. Meine Kehle war wie zugeschnürt, und ich stand langsam auf.

Cynthia lehnte sich an. Sie blieb steif sitzen, ihre Lippen zuckten, bevor sie den Mund öffnete.

An der linken Mundseite erschien eine Perle. Dunkel sah sie aus. Sie konnte auch rot sein.

Die Perle erhielt Nachschub, blieb nicht mehr an ihrem Fleck und rann über das Kinn hinweg in Richtung Hals, wobei sie einen sehr feinen, roten Streifen hinterließ.

Doch Blut!

Ich hätte mich selbst irgendwohin treten können, dass ich einfach zu spät reagiert und die Worte der Cynthia Manson nicht richtig ernst genommen hatte.

Das Blut vermehrte sich innerhalb von Sekunden, denn die Zeitspanne benötigte ich, um die Frau am anderen Tischende zu erreichen. Ich hatte sie direkt vor mir, da brauchte ich nur in ihre Augen zu sehen, um erkennen zu können, dass eine Tote vor mir saß.

Der gebrochene Blick sagte alles.

Ich schluckte und war sauer auf mich selbst. Trotz der Kühle schwitzte ich und stand da wie bestellt und nicht abgeholt, erfüllt von einer Grabeskälte.

Wieso hatte sich diese Frau überhaupt umbringen können? Sie hatte keine Waffe in der Hand gehalten, sie hatte nichts getan und war trotzdem tot.

Ich wandte meinen Blick von ihrem Gesicht ab und schaute an ihrer rechten Schulter vorbei.

Der Rücken berührte die Lehne, und dort schimmerte ebenfalls ein feuchter Fleck.

Allmählich wurde mir einiges klar, aber ich wollte die ganze Gewissheit haben.

Ich legte meine Hand auf ihre Schulter und drückte sie sehr sacht nach vorn.

Sie kippte nicht sofort über die Platte, denn etwas hielt sie fest.

Ein Messer!

Die Klinge war aus der Stuhllehne nach vorn gedrungen und hatte sich tief in ihren Rücken gebohrt…

***

Ein wahrhaft teuflischer Mechanismus, mit dessen tödlicher Funktion ich nicht hatte rechnen können. Irgendetwas geschah mit meinem Magen, denn er klumpte sich zusammen. Für einen Moment verschwamm die Leiche vor meinen Augen, und ich dachte daran, dass ich es nicht geschafft hatte, die Person zu retten.

Jetzt saß sie als Leiche auf dem Stuhl, noch gehalten durch die verdammte Klinge.

Aber sie hatte mir vor ihrem Tod etwas mitgeteilt. Es war um einen Schädel gegangen, den ich hatte suchen sollen. Irgendwo versteckt hier im Haus, nein, nicht im Haus, im Keller.

Ein Schädel im Keller!

Ich kannte das alte Landhaus nicht, die Halle einmal ausgenommen, aber Landhäuser dieser Art glichen sich irgendwie immer.

Ich ließ die Tote so sitzen. Um alles andere konnte sich die Mordkommission später kümmern. Zunächst einmal musste ich den Schädel finden, was sicherlich nicht einfach werden würde, da der Keller bestimmt nicht aus nur einem Raum bestand.

Ich suchte die Tür. Mehrere standen zur Auswahl. Nach Öffnen der ersten gelangte ich in eine Küche. Sie zeigte eine rustikale Einrichtung. Das passte einfach hierher.

Küche und Keller hatten eine Verbindung, denn nach Öffnen der zweiten Tür lag die Treppe vor mir, die nach unten führte in große dunkle Räume. Das Licht wurde als matter Glanz von einem sauber gefegten Steinfußboden reflektiert. Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, dass Cynthia Manson hier allein gelebt und das Schloss gepflegt hatte. Da musste es Helfer gegeben haben.

Wahrscheinlich hatte Mrs. Manson sie fortgeschickt, um mich allein empfangen zu können.

Im Keller roch es nach Vorräten. Obst und Gemüse entdeckte ich ebenso wie einige Konservendosen und auch zahlreiche Weinflaschen. Nur keinen Schädel.

Sehr langsam durchschritt ich das Lager. Obwohl dieser Keller nicht unheimlich wirkte, war mir persönlich so zumute. Ich war richtig aufgeregt.

Es mochte an der Leiche liegen und auch daran, dass ich es nicht fertig gebracht hatte, die Frau zu retten.

Die einzelnen Kellerräume waren sehr geräumig und durch offene Durchgänge miteinander verbunden. In den meisten fand ich nichts, sie standen leer.

Wo konnte man einen Schädel verstecken? Ich dachte über dieses Problem ebenso nach wie über die Größe des Schädels. War er normal groß oder nur klein? War er echt - unecht?

Nein, bestimmt nicht unecht. Wer so entschlossen reagierte, wie die Manson es getan hatte, der spaßte nicht, bei dem steckte mehr

dahinter.

Mir fiel eine Nische auf. Nicht dass sie hier unten etwas Besonderes gewesen wäre, doch am Ende der Nische befand sich eine schmale Tür. Die wiederum interessierte mich sehr.

Sie war nicht verschlossen. Die alte Eisenklinke gab quietschende Geräusche ab, als ich sie nach unten drückte, mit der Kniescheibe gegen die Tür stieß und sie öffnete.

Dahinter lag der kleinste Raum, den ich bisher innerhalb des Kellers gesehen hatte.

Es gab keine Einrichtung, es war eigentlich nichts vorhanden, das mich hätte misstrauisch werden lassen können, bis auf eine Kleinigkeit, aber eine sehr wichtige.

Auf einer hüfthohen Steinsäule stand der blanke Schädel!

Es drang nicht viel Licht durch die Tür. Gerade so viel, dass der Schädel noch von einem Restschein getroffen wurde und deshalb ein gelblichrotes Aussehen angenommen hatte, wobei sich das Licht noch in den leeren Augenhöhlen verteilte.

Mit Totenschädeln hatte ich meine Erfahrungen sammeln können. Oft genug waren sie der Ausgangspunkt für hoch brisante Fälle gewesen. Auch jetzt hatte ich den Eindruck, am Beginn eines ebenfalls gefährlichen Abenteuers zu stehen.

Ich ging auf den Schädel zu. Das Gebein schimmerte in einem Senfgelb, ziemlich dunkel. Meiner Ansicht nach musste der Totenkopf schon einige Zeit hier im Keller gestanden haben.

Schon stellte ich mir die Frage, wem er wohl einmal gehört hatte. Vielleicht einer Persönlichkeit, die früher in diesem Herrenhaus gewohnt hatte.

Ein Arzt hätte feststellen können, ob er zu einem Mann oder einer Frau gehörte. Da ich kein Arzt war, nahm ich ihn zunächst einmal als Neutrum hin.

Ich hob ihn sehr vorsichtig an, drückte meine Hände auch nicht allzu kräftig dagegen. Es wäre schlimm gewesen, wenn er unter meinen Händen zerbrochen wäre.

Den Schädel drehend, unterzog ich ihn einer genauen Untersuchung. Oft genug konnte man erkennen, woran die Person gestorben war, zu der der Schädel gehörte.

Hier stellte ich nichts fest.

Kein Kugelloch und auch keinen Bruch, der von einem Schlag herrührte. Ein normaler Totenkopf lag auf meiner Handfläche. Die Haare und die Haut hatte er verloren.

Welches Geheimnis verband diesen Totenschädel mit der weiblichen Leiche? Wenn ich das herausfand, war der Fall gelöst. So weit allerdings war es noch nicht.

Ich verließ den schmalen Raum und durchquerte den großen Keller.

Mit meiner kostbaren Beute schritt ich langsam die breiten Stufen der Treppe hoch.

Mein Gefühl hatte sich wiederum verändert. Die Spannung war gestiegen, der Schädel musste damit zu tun haben und natürlich die Tote in der Halle.

Plötzlich war ich gespannt auf sie, obwohl sie mir keine Antwort mehr geben würde.

Ich kam aus der Küche und auch aus einem ungünstigen Winkel, ging weiter. Mein Blick öffnete sich - und…

Ich blieb stehen, meine Knie zitterten, der Herzschlag beschleunigte sich, beinahe hätte ich noch den Schädel aus meinen Händen fallen lassen.

Die Überraschung war einfach zu groß und hatte mich wie ein Blitz getroffen.

Die Tote war verschwunden!

***

Einfach weg, wie fortgeblasen, nicht mehr zu sehen, in Luft aufgelöst oder weggeholt worden.

An die letzte Möglichkeit glaubte ich eher. Ich schaute automatisch zur Tür, weil ich nach Spuren auf dem Fußboden suchte. Aber ich konnte keine entdecken.

Nichts war vorhanden. Der Boden lag blank vor mir, als hätte ihn jemand geputzt.

Mit kleineren Schritten ging ich auf den hochlehnigen Stuhl zu, auf dem die Leiche gesessen hatte.

Ich schaute gegen die Rückenlehne und erkannte den Blutfleck im Stoff, der etwa ein Drittel in der Form eines Rechtecks die Lehne bedeckte.

Cynthia Manson hatte den Schädel auf ihr Grab haben wollen. Nur musste ich das Grab erst einmal finden. Wer immer die Leiche fortgeschafft haben mochte, er gab mir keine Garantie dafür, dass er sie auch begraben würde.

Was tun?

Ich trat bis dicht an den Tisch und stellte den Schädel dort ab. Auf meinem Rücken wollte die Kälte einfach nicht weichen, weil ich auch daran dachte, dass sich die Personen möglicherweise noch innerhalb des Hauses aufhielten.

Ja, die verdammten Leichenräuber konnten sich noch versteckt halten. Vielleicht verbargen sie sich in den oberen Stockwerken, zu denen eine breite Treppe hochführte. Andererseits würden diejenigen, die eine Leiche abholten, so schnell wie möglich verschwinden, wenn ihre makabre Arbeit getan war.

Es war nichts sicher, deshalb wollte ich mir die Zeit nehmen, um

auch oben nachzuschauen.

Die Treppe hatte ich schnell hinter mich gebracht. Der Gang schien endlos zu sein. Durch schmale Fenster drang nur wenig Licht. Es verteilte sich als schwachgrauer Schein.

Der Fußboden gab mein Spiegelbild fast wieder, so blank war er gebohnert worden.

Ich schaute in den Räumen nach, fand sie voll eingerichtet, aber menschenleer.

Dann fiel mir ein, dass ich den Schädel unten in der Halle zurückgelassen hatte. Wenn sich dort jemand verborgen hielt, war es leicht für ihn, den Schädel zu nehmen und damit zu verschwinden.

Der Gedanke daran trieb mich zur Eile.

Ich lief sehr schnell wieder hinab. Meine Sorge war unbegründet gewesen. Der Totenkopf stand nach wie vor auf dem Tisch. Was konnte ich noch tun? Eigentlich nichts. Mich vielleicht um das alte Haus und dessen Besitzer kümmern.

Da allerdings standen mir beim Yard wesentlich bessere Möglichkeiten zur Verfügung.

Im Haus hielt mich nichts mehr.

Ich verließ es und nahm den Geruch der Bäume auf. Es roch nach Spätfrühling oder Vorsommer.

Am Himmel waren nur wenige Wolken zu sehen.

Trotz allem wurde ich das Frösteln auf meinem Rücken nicht los. Der geheimnisvolle Tod der Cynthia Manson war erst der Anfang gewesen. Davon musste ich ausgehen…

***

Suko saß mit hochgekrempelten Hemdsärmeln im Büro, schaute mich an, und ich las in seinen Augen die Frage.

Schwer ließ ich mich auf einen Stuhl fallen, trank einen Schluck Wasser aus der Dose und schüttelte dabei den Kopf.

»Nichts?«

Ich wischte Wasser von den Lippen fort und nickte. »Genau, mein Freund, nichts.«

»Das gibt es doch nicht! War sie nicht da?«

Ich holte den Totenschädel hervor, den ich in eine Tasche gesteckt hatte, stellte ihn mitten auf den Tisch und schaute Suko über die Platte hinweg an.

Er enthielt sich eines Kommentars, betrachtete den Schädel von verschiedenen Seiten und fragte dann: »War sie das?«

»Nein.«

»Verdammt, was ist denn? Lass dir doch nicht jeden Buchstaben aus der Nase ziehen!« Er ärgerte sich.

»Sie ist tot, und der Schädel gehört ihr nicht.«

Suko lehnte sich zurück. »Das verstehe, wer will. Ich jedenfalls habe keinen blassen Schimmer.«

»Da werde ich mal ein wenig die Sonne scheinen lassen.« In den folgenden Minuten berichtete ich, was ich erlebt hatte, und Suko staunte.

»Stimmt das auch?«

»Warum sollte ich dich anlügen?«

Er schlug mit der flachen Hand auf den Schreibtisch. »Verdammt noch mal, wer ist diese Person?«

»Cynthia Manson.«

»Es gab mal einen Massenmörder namens Charles Manson…«

»Ja, in den Staaten, und das liegt außerdem sehr lange zurück. Eine zufällige Namensgleichheit, mehr nicht.«

»Weißt du mehr über sie?«

»Nein, aber ich werde mich um das Haus kümmern. Okay, es heißt Richmond Cottage, weil es in Richmond liegt. Mehr weiß ich auch nicht.«

Suko nahm einen Kuli und tickte damit auf das Holz. »Jedenfalls nicht Manson.«

»Nein.«

Eine weitere Frage verschluckte er, weil ich bereits zum Hörer gegriffen hatte. Ich musste einfach mehr Informationen über dieses Haus herausfinden.

Einige Anrufe kostete es mich, bis ich eine Agentur erreichte, wo man mir weiterhalf. Die Leute in der Agentur vermieteten Häuser und versorgten mich mit einer bestimmten Telefonnummer, die ich wählte. Eine Frauenstimme meldete sich. Ich wurde verbunden und geriet an einen Mann, der sehr forsch redete. Der geborene Verkäufer. Reservierter wurde er, als ich meinen Beruf bekannt gab.

»Polizei?«

»Sicher.«

»Was kann ich denn für Sie tun?«

»Nur eine Auskunft.«

»Wenn es um Klienten geht, ann…«

»Es geht um ein Haus. Richmond Cottage.«

»Was ist damit?«

»Wem gehört es?«

In den nächsten Minuten erfuhr ich, dass es leer stand, der Agentur überlassen worden war, die es an bestimmte Personen vermietete. Wer dort feiern oder leben wollte, konnte es mieten und hatte völlig freie Hand. Die Mitarbeiter der Agentur sorgten auch für die perfekte Instandhaltung des Hauses.

Während ich telefonierte, hatte Suko den Schädel genommen, drehte ihn zwischen den Händen und schaute ihn sich aus der Nähe an, ohne

einen Kommentar zu geben.

»An wen haben Sie das Haus denn zuletzt vermietet?«, erkundigte ich mich.

Der Knabe wollte nicht mit der Sprache heraus und wand sich. »Es ist abgemacht, dass ich…«

»Hören Sie, Mann. Wenn Sie keinen Ärger wollen, geben Sie mir Auskunft. Das ist keine Drohung, sondern ein Rat. War es vielleicht eine gewisse Cynthia Manson?« Ich baute ihm noch eine Brücke, um sein Gewissen nicht zu belasten.

»Nein!«, sagte er. In seiner Stimme klang Erleichterung mit. »Keine Mansons.«

»Kennen Sie den Namen überhaupt?«

»Ich höre ihn in diesem Zusammenhang zum ersten Mal. Es gibt ja einige Mansons und…«

»Ja, schon gut«, sagte ich, weil ich nicht wollte, dass er großartig abschweifte. »Noch eine Frage, Mister. Wann haben Sie das Haus zum letzten Mal vermietet?«

»Lassen Sie mich nachschauen.« Ich hörte ihn blättern. »Nun«, sagte er nach einer Weile. »Das ist schon länger her. Genau vor dreiundzwanzig Tagen.«

»Okay, das reicht.«

»Kann ich Ihnen sonst noch behilflich sein?«

»Wenn ja, komme ich auf Sie zurück.« Ich legte auf.

Suko stellte den Schädel wieder hin. »Nichts?«

»So ist es.«

Er hatte das Gespräch teilweise mitbekommen, stellte auch keine weiteren Fragen mehr, was dieses Thema anging, sondern runzelte einige Male die Stirn.

»Ist dir eine Idee gekommen?«

»Nicht direkt.«

»Hätte ich mir auch schwer vorstellen können.«

Er winkte ab. »Hör auf zu spotten, John. Sag mir lieber, ob du den Schädel schon untersucht hast.«

»Chemisch, physikalisch?«

»Nein, magisch.«

»Ja. Ich habe ihn mit meinem Kreuz in Kontakt gebracht.«

Suko winkte ab. »Da er vor mir steht, brauchst du nichts mehr zu sagen. Er ist normal.«

»Genau. Und die Frau wollte, dass dieser Schädel auf ihr Grab kommt, wenn man sie begräbt.«

»Wer soll sie begraben? Du?«

»Das glaube ich kaum. Ich weiß ja nicht einmal, woher sie stammt. Nein, Suko, da suchen wir uns die Finger wund.«

»Oder fangen an zu kämpfen.«

»Wie meinst du das denn?«

»Ganz einfach. Wir forschen bei allen Londoner Friedhöfen nach, wer dort begraben wird. Wir brauchen die entsprechenden Namen. Vielleicht ist eine Cynthia Manson dabei.«

Suko lächelte breit. »Optimist. Wer die Leiche heimlich abgeholt hat, wird sie ebenso heimlich verscharren.« Er tippte gegen seine Brust. »Ich jedenfalls werde sie nicht suchen, darauf kannst du dich verlassen.«

»Brauchst du auch nicht.«

»Was willst du denn machen?«

»Mich mit den Friedhofsverwaltungen in Verbindung setzen und nachfragen.«

»Viel Spaß dabei.« Er stand auf und tat so, als wolle er das Büro verlassen. An der Tür kehrte er seufzend um, schüttelte den Kopf und meinte ebenso seufzend: »Wie heißt es noch? Freunde sollen in guten wie in schlechten Zeiten zusammenhalten. Also werde ich dir trotzdem helfen, obwohl du es nicht verdient hast.«

»Ich danke dir für deine Großzügigkeit.«

»0 bitte, bitte…«

Um es vorwegzunehmen. Wir telefonierten, dass der Hörer fast heiß wurde. Einen Erfolg erreichten wir nicht. Es gab keinen Friedhof, wo eine Leiche mit dem Namen Cynthia Manson in den nächsten Tagen begraben werden sollte.

»Und nun?«, fragte mein Freund grinsend, als wir auch den letzten Friedhof durchhatten.

Ich blieb bei meiner Erwiderung todernst. »Ja, das waren die Friedhöfe innerhalb Londons…«

»Du willst doch nicht die ganze Insel…«

»Nein, nein, das tue ich dir nicht an. Außerdem ist Feierabend. Ich für meinen Teil gehe nach Hause.«

»Ich drehe ein paar Runden.«

»Joggen?«

»Ich weiß nicht, ob man im Wasser joggen kann.«

»Dann gut plantsch«, sagte ich, stand auf, schnappte das leichte Jackett und fühlte mich wie ein echter Beamter, der seinen Arbeitsplatz eine Minute nach Feierabend verließ.

Wahrscheinlich deshalb schaute mir der Kollege am Empfang mit offenem Mund hinterher und sperrte ihn noch weiter auf, als er Suko sah, der ebenfalls pünktlich verschwand.

»Neue Sitten, das sind ganz neue Sitten!« Der Kollege verstand die Welt nicht mehr…

***

Am nächsten Tag geschah nichts. Ich muss zugeben, dass wir den Fall

auch nicht halbherzig verfolgten, aber einen Tag später kam plötzlich alles zusammen.

Ich war ziemlich früh aufgestanden, hatte wunderbar geduscht und fühlte mich wie ein kleiner King, als mich ein Anruf davon abhielt, den letzten Schluck Tee zu nehmen.

Noch mit vollem Mund meldete ich mich. Das Wort verstand wohl niemand. Es war auch nicht nötig, denn der Anrufer sprach mit einer Flüsterstimme und riet mir, am Morgen mein Büro nicht zu verlassen.

»Weshalb denn nicht?«

»Bleib.«

»He, wer sind Sie?«

Er hatte aufgelegt. Ich wusste nicht einmal, ob es eine Frau oder ein Mann gewesen war, der angerufen hatte. Die Stimme hatte neutral geklungen.

Weshalb sollte ich bleiben? Um was ging es überhaupt? Die Fragen stellte ich mir, als ich meine Teetasse leerte. Eine Antwort zu finden war nicht einfach, denn an einem aktuellen Fall arbeitete ich momentan nicht. Das heißt, mir lag noch immer der Fall der Cynthia Manson im Magen. Schwer und groß wie ein Klumpen aus Eisen.

Suko informierte ich ebenfalls, als ich ihn abholte. Der Inspektor schnippte mit den Fingern. »Das kann nur die Manson-Sache sein. Davon bin ich überzeugt.«

»Warum so geheimnisvoll?«

»Keine Ahnung, wirklich nicht. Es hat auch geheimnisvoll angefangen. Hast du den Schädel?«

»Im Büro.«

»Dann vergiss ihn später nicht.«

Ich blickte ihn skeptisch an. »Jetzt kommst du mir vor wie jemand, der genau Bescheid weiß.«

»Ich kann nur eben besser denken und eins und eins zusammenzählen.«

»Meinst du?«

»Aber sicher.«

»Dann mein mal weiter.«

In den nächsten Minuten meinten wir, im Verkehr stecken zu bleiben. Es war schlimm. Da ich den Rover wahrscheinlich brauchte, hatte ich auf die U-Bahn verzichtet.

Wir quälten uns voran, und es wurde kein Spaß, zudem meinte es die Sonne wieder einmal gut. Mir gefiel ihr Schein allerdings nicht, er war zu stechend. Es roch nach einem Gewitter, was gegen die Schwüle ideal gewesen wäre.

Glenda Perkins war noch nicht im Büro, als wir eintrafen. Dafür lag ein Umschlag auf meiner Seite des Schreibtischs. Jemand hatte mit einem Filzstift den Namen John Sinclair darauf gepinselt. Am

Umschlag erkannte ich, dass er zur Hauspost gehörte.
»Wer schickt dir Liebesbriefe?«, fragte Suko.
»Werden wir gleich haben.« Ich riss ihn auf. Ein amtlich aussehendes Schreiben rutschte hervor.
Suko schaute mir zu, als ich es auseinander faltete.
Es war der Laborbericht über das Blut, das an der Rückenlehne des Stuhls geklebt hatte. Ich hatte das Möbelstück zum Yard schaffen lassen. Wenn die Kollegen sich nicht irrten, hatten sie etwas herausgefunden, das uns für einen Moment den Atem stocken ließ.
Altes Blut!
»Verstehst du das?«, fragte Suko, als ich den Bogen sinken ließ.
»Noch nicht.« Ich hielt den Hörer bereits in der Hand und rief im Keller an.
Die Kollegen hatten schon darauf gewartet. »Ja, Sinclair, wir haben uns nicht geirrt. Das Blut ist schätzungsweise hundertfünfzig Jahre alt, wenn nicht noch älter.«
»Wirklich kein Irrtum?«
»Nein, unsere Spektralanalysen lügen nicht. Tut mir leid für euch beide.«
»Leid braucht es euch nicht zu tun. Das kann sogar sehr positiv sein. Zunächst vielen Dank.«
»Bitte, bitte, gern geschehen.«
»Kann jemand nach hundertfünfzig Jahren noch leben?«, fragte Suko.
»Im Prinzip nicht, würde Radio Eriwan antworten. Es sei denn, er hält auf Diät.«
»Ja, biologisch.«
Ich schüttelte den Kopf. »Spaß beiseite, Alter. Diese Cynthia Manson war also mehr als hundert Jahre alt. War sie ein Zombie? Habe ich sie atmen hören?«
»Das darfst du mich nicht fragen, John.«
»Frag ich auch nicht.« Ich ärgerte mich, weil wir nicht von der Stelle kamen. Allmählich hatte ich den Eindruck, dass uns irgendjemand linken wollte.
Allerdings nicht Glenda, die unser Büro betrat und nach dem Morgengruß große Augen bekam, bevor sie sagte: »Das ist ja eine Überraschung. Ihr seid tatsächlich vor mir hier?«
»Wie du siehst.«
Als Wolke schwebte sie näher. Jedenfalls kam mir ihr duftender weißer Rock so vor, der weit geschnitten war und knapp über den Knien endete. Der dünne Sommerpulli war schwarz. Über der Brust verteilten sich drei Elefanten von unterschiedlicher Größe. »Liegt denn etwas Besonderes vor?«
»Nichts. Man hat uns nur geraten, im Büro zu bleiben.«
»Dir hat man es geraten, John«, sagte Suko und hob einen

Zeigefinger. »Ich halte mich da aus.«

Glenda runzelte die Stirn und schob ihre dunklen Augenbrauen zusammen. »Wer denn?«

»Weiß ich nicht. Die Stimme war am Telefon nicht zu identifizieren. Also, Mädchen, sei heute mal ausnahmsweise brav, denn du weißt, dass ich im Lande bleibe.«

Sie verdrehte die Augen. »Wie soll ich das nur überstehen?«

»Dein Problem.«

»Das glaube ich auch. Um was geht es denn? Die Sache mit dieser Cynthia Manson?«

»Bestimmt.«

»Wird auch Zeit, das sich da was tut.« Sie nickte und verschwand. Aus ihrem Büro klangen die schon beinahe unanständigen Geräusche der Kaffeemaschine.

Lange jedenfalls dauerte es nicht mehr, bis die braune Brühe in die Tassen umgegossen wurde.

Auch Suko hatte sich mittlerweile an den Kaffee gewöhnt.

Es gibt viele Dinge, die ich hasse. Unter anderem zählt das Warten auf irgendetwas dazu. So hockte ich am Schreibtisch, wusste nicht, was ich tun sollte, starrte mal Suko an, dann Löcher in die Luft, sodass selbst mein Freund unruhig wurde.

»Himmel, du gehst mir vielleicht auf den Keks.«

»Weshalb?«

»Man merkt dir doch an, dass du am liebsten durch die Decke schießen würdest.«

»Ach, das täuscht.«

»Du wirst noch die entsprechende Nachricht bekommen. Davon bin ich fest überzeugt.«

Ich musterte ihn so scharf, dass er die Arme hob und darum bat, ihm nichts zu tun.

»Keine Sorge, Alter, mir ist nur etwas eingefallen, das mir zuvor durchging.«

»Okay und was?«

»Die Manson redete von einem japanischen oder chinesischen Sprichwort, das da lautet: Ein Lebensretter bleibt so lange bei der geretteten Person, bis er sie ins Leben zurücklassen kann. Bis er quasi sicher ist, dass ihr nichts mehr passiert. Kennst du das?«

»Kein Witz?«, fragte Suko.

»Überhaupt nicht.«

Er überlegte. Nach einer Weile schüttelte er den Kopf. »Mag sein, dass es dieses Sprichwort gibt, ich aber kenne es leider nicht. Tut mir leid, nie gehört.«

»Habe ich mir gedacht. Ich frage mich nur, was sie damit gemeint haben könnte.«

»Dass du an ihrer Seite bleibst.«

Ich musste einfach auflachen. »Jetzt - wo sie verschwunden ist? Nein, das stimmt doch nicht.«

Suko hob die Schultern. »Sag du mir, was hier alles stimmt und was nicht, John.«

»Da hast du Recht.«

Mittlerweile hatten wir schon ziemlich lange gewartet. Es ging bereits auf den Mittag zu. Noch immer keine Nachricht von dem unbekannten Anrufer.

Das allerdings änderte sich, als das Telefon summte, ich abhob, ein heftiges Geräusch vernahm und meinem Freund zunickte, der sich die Mithörmuschel schnappte und ans Ohr hielt.

»Sinclair?«

Ja, zum Henker, es war die gleiche neutral klingende Stimme, und ich bestätigte es.

»Das ist gut.« Es hörte sich so an, als hätte die andere Person mit der neutralen Stimme gestöhnt.

Ich blieb realistisch. »Wer sind Sie, was wollen Sie?«

»Keine Sorge, Sinclair. Sie werden mich noch kennen lernen, das können Sie mir glauben. Ich will Sie einladen.«

Gelassen lehnte ich mich auf meinem Stuhl zurück. »Wie nett. Nur gehöre ich zu den Menschen, die genau überlegen, bevor sie eine Einladung annehmen.«

»Meine Einladung werden Sie schon annehmen.«

»Was macht Sie so sicher?«

»Es ist eine Beerdigung.«

»Ach ja?« Ich wollte etwas Zeit gewinnen und fing Sukos bedeutungsvollen Blick ein.

»Sind Sie noch dran, Sinclair?«

»Das bin ich in der Tat. Ich denke gerade darüber nach, dass ich keine Beerdigungen mag.«

»Haben Sie mir nicht versprochen, etwas auf das Grab zu stellen, Geisterjäger?«

»Ihnen?« Ich spürte den leichten Schauer. »Wir kennen uns nicht. Was sollte ich Ihnen versprochen haben?«

»Etwas auf mein Grab zu stellen, Sinclair. Sie haben es mir versprochen, denken Sie daran.«

»Sorry, es fällt mir schwer.« Ich lachte. »Klar, ich erinnere mich, aber das war Cynthia Manson, der ich es versprochen habe. Nicht Ihnen.«

»Nein, mir.«

»Cynthia Manson ist tot. Ich aber spreche mit einer lebenden Person, nehme ich doch an.«

»Vielleicht haben Sie sich geirrt.«

»Dann sind Sie Cynthia Manson?« Mein Lachen klang spöttisch.

»Schwer vorstellbar, wirklich, sehr schwer vorstellbar. Außerdem klang die Stimme der Cynthia Manson…«

»Reden Sie nicht zu lange, Sinclair. Ich will, dass Sie zu meiner Beerdigung kommen, und bringen Sie den Schädel mit. Außerdem denken Sie immer an das Sprichwort. Ich werde bleiben.«

»Nur an meiner Seite, wenn ich Ihnen das Leben gerettet hätte. Das ist mir nicht gelungen.«

»Richmond«, sagte sie. »Nahe des Kew Observatory. Dorthin werden Sie gehen, Sinclair. Da erwarte ich Sie. Auf dem alten Friedhof wird die Beerdigung stattfinden.«

»Wann?«

»Kommen Sie am frühen Abend. Ich will keine genaue Zeit festsetzen. Schauen Sie sich selbst um, Geisterjäger.« Nach diesen Worten unterbrach sie die Verbindung.

Ich schaute den Hörer für eine Weile an, bevor ich ihn zurück auf den Apparat legte und Sukos knappen Kommentar hörte. »Na, dann fahr mal hin, Alter.«

»Allein?«

»Von mir hat niemand gesprochen.« Suko legte seine Hände um den Nacken und gönnte mir ein breites Grinsen. »Obwohl ich schon verstehen kann, dass du mich dabei haben willst. Schließlich bin ich der Mann, der auf dich Acht geben könnte.«

Ich runzelte die Stirn. »Wo du Recht hast, hast du Recht. Als Babysitter taugst du.«

»Natürlich bleibe ich im Hintergrund.«

»Aber sicher doch.«

Wir wurden wieder ernst. Das heißt, Suko machte den Anfang. »Hast du die Stimme nicht erkannt?«

»Nein, sie klang völlig neutral. Du hast es selbst durch die Muschel mitbekommen. In dem Landhaus hat sie sich anders angehört. Hier aber hätte ebenso gut eine Frau oder ein Mann sprechen können.«

»Dabei war es eine Tote.«

Ich verzog die Mundwinkel. »Soll ich das glauben, Suko? Hat mich tatsächlich eine Tote angerufen?«

»Wer sonst?«

»Im Allgemeinen können Tote nicht reden.«

»Du hättest dich eben überzeugen sollen, dass sie…«

Da ich wusste, was Suko sagen würde, unterbrach ich meinen Freund. »Alter, ich habe mich überzeugt. Die Frau war tot. So tot, wie man nur sein kann.«

»Anscheinend doch nicht. Wer hat sie denn weggeschafft? Wer war da? Wer waren ihre Helfer?«

»Keine Ahnung.«

»Jedenfalls würde ich mir an deiner Stelle leicht verarscht

vorkommen.«

»So ungefähr.«

Suko schaute auf die Uhr. »Sollen wir was essen gehen? Menü à la Kantine? Wäre mal was.«

Ich schüttelte den Kopf. »Sorry, aber ich muss mich auf den heutigen Abend vorbereiten und fahre nach Hause.«

»Wo treffen wir uns?«

»Du kennst Richmond?«

»Ja, östlich von London. Oder an der Stadtgrenze.«

»Das Observatorium ist auch nicht zu übersehen. In seiner Nähe wirst du den Friedhof finden.«

Suko nickte. »Ich bin dabei. Wann?«

»Gegen zwanzig Uhr.«

»Okay, aber du bist früher dort?«

»Wahrscheinlich.«

Mein Freund hob die Hand zum Gruß, als ich auf die Tür zuschritt. »Dann sehen wir uns später.«

Schon jetzt graute mir davor, wieder durch den Londoner Mittagsverkehr zu fahren.

Die Sonne war blasser geworden, stach aber noch immer mit ihren Strahlen auf London nieder.

Über den Straßen flimmerte die Luft. Die Gesichter der Menschen zeigten an diesem Tag wahrlich keine vor- oder frühsommerliche Fröhlichkeit. Sie sahen ziemlich verbissen aus. Die Hitze machte wohl allen zu schaffen.

Auch mir, doch meine Gedanken drehten sich noch immer um den Anruf einer Toten.

Ich hatte in meiner Laufbahn schon einiges erlebt, sodass mich selten etwas erschüttern konnte. War es tatsächlich die Frau gewesen, die tot auf ihrem Stuhl gehockt hatte?

Ich konnte es einfach nicht glauben. Meiner Ansicht nach steckte etwas anderes dahinter. Und wer hatte sie aus dem Landhaus geschafft? Welche Helfer hatte sie?

Ich schielte auf den Schädel. Er stand vor dem Beifahrersitz. Wenn ich ins Haus ging, wollte ich ihn in einer Tragetasche verschwinden lassen. Es sah nicht unbedingt gut aus, wenn mir jemand entgegen kam und sah, dass ich einen Totenschädel trug.

In der Tiefgarage war ich zwar nicht allein, aber niemand von den Leuten geriet in meine Nähe. Sie bekamen nicht mit, wie ich den Schädel verstaute.

Was anschließend passierte, konnte ich nur als einen glücklichen Zufall bezeichnen. Bevor ich den Lift erreichte, öffnete sich die Tür, und der Hausmeister betrat die Garage. In der rechten Hand trug er eine Werkzeugkiste.

Als er mich entdeckte, blieb er stehen, als hätte ich etwas Schlimmes an mir. So überrascht schaute er mich an.

»Was ist?«

»Mr. Sinclair. Sie sind ja hier.«

»Sicher, es ist selten um diese Zeit.«

»Das hätte ich wissen müssen.« Sein Gesicht nahm einen ärgerlichen Ausdruck an.

»Was, bitte, hätten Sie wissen müssen?«

Er hob die Schultern. »Nun ja, dann hätte ich der Frau gesagt, dass Sie kommen. Es ist noch nicht so lange her, dass Sie nach Ihnen gefragt hat. Wirklich nicht.«

»Welche Frau denn?«

»Ich kenne sie nicht.«

»Aber Sie können die Person beschreiben.«

»Klar, das werde ich versuchen.«

In den folgenden Sekunden erhielt ich eine exakte Beschreibung, die mich blass werden ließ. Denn die Frau, die mir einen Besuch hatte abstatten wollen, war die tote Cynthia Manson gewesen…

***

Der Hausmeister merkte mir die Überraschung an. Sorgenvoll klang seine Frage. »Ist Ihnen nicht gut, Mr. Sinclair?«

»Doch, doch, alles okay. Ich bin nur überrascht. Ich habe mit dem Besuch nicht gerechnet.«

Er atmete hörbar auf. »Und ich dachte schon, dass ich etwas Falsches gesagt habe.«

»Nein, das haben Sie nicht. Ich bin Ihnen sogar sehr dankbar, Mister.«

»Nun ja, ich - Sie entschuldigen mich. Ich muss hier nach einer Leitung schauen.«

Er wollte an mir vorbei. Ich tippte ihn an, da blieb er stehen. »Noch eine Frage. Hat die Frau eventuell gesagt, wann sie wiederkommen will? Oder ob sie überhaupt zurückkehrt?«

»Nein, Sir. Wie käme sie dazu, ausgerechnet mich darüber zu informieren? Das ist ihre Privatsache.«

»Möglich. Haben Sie die Person weggehen sehen?«

»Darauf konnte ich nicht achten. Ich hatte einfach zu viel um die Ohren.«

»Schon gut, danke.« Sehr nachdenklich stieg ich in den Lift und fuhr nach oben.

Hatte mich tatsächlich eine Tote besucht? War sie als lebende Leiche gekommen? Oder bildete ich mir das alles nur ein? Es konnte auch eine andere Erklärung geben, die mir allerdings nicht einfiel.

Sehr komisch war das alles.

Der lange Flur war leer, dennoch wurde ich das Gefühl nicht los, beobachtet zu werden. Da hielt mich jemand unter seiner Kontrolle.

Nachdenklich ging ich auf die Wohnungstür zu, schloss auf und drückte zunächst einmal die Tür nach innen. Sie fand keinen Widerstand, die Wand einmal ausgenommen. Es hielt sich niemand im toten Winkel verborgen.

Ich trat über die Schwelle, in der rechten Hand die Einkaufstüte mit dem ungewöhnlichen Inhalt.

Warm und still war es. Nur meine Schritte waren zu hören.

Die Tüte stellte ich auf den Wohnzimmertisch, schaute in den anderen Räumen nach, fand sie leer und entdeckte auch keine Spuren eines unangemeldeten Besuchs.

Achselzuckend ging ich wieder zurück. Die Tüte auf dem Tisch gefiel mir nicht. Ich holte den Schädel hervor, ließ ihn wie eine Blumenvase stehen und faltete die Tüte zusammen.

In der Küche fand sie ihren Platz.

Als ich zurückkehrte und noch in der offenen Tür stand, vernahm ich die Frauenstimme.

»Jetzt sind wir unter uns, John Sinclair!«

Abrupt blieb ich stehen, suchte die Sprecherin, aber die war nicht da. Dennoch hatte jemand geredet.

Und zwar der Totenschädel!

***

Obwohl sich in meinem Mund Speichel sammelte, war mein Hals trocken geworden. Ich strich mir über die Stirn, zwinkerte mit den Augen, schalt mich selbst einen Narren, lauschte dem Klang nach und fixierte den weißen Totenkopf.

Bewegte sich dort etwas? Vielleicht die Stellen, an denen sich einmal die Lippen befunden hatten?

Es war nichts zu sehen. Starr stand der Kopf mitten auf dem Tisch. Mit kleinen Schritten ging ich auf ihn zu. Ich wartete darauf, wieder angesprochen zu werden, hörte in den folgenden Sekunden aber nichts. Der Kopf blieb stumm.

Obwohl Stühle vorhanden waren, blieb ich stehen. Ich hatte einfach nicht den Nerv, mich zu setzen, streckte meine Hand dem Schädel entgegen und berührte ihn.

Er fühlte sich an wie immer. Etwas warm, das jedoch lag an der Außentemperatur und war völlig normal. Oder hatte ich mir die Stimme eingebildet? Spielten mir meine überreizten Nerven schon Streiche?

Nein, die Stimme war vorhanden gewesen, und sie hatte Cynthia Manson gehört. Außerdem wollte sie den Schädel auf ihrem Grab haben, als Andenken oder so ähnlich.

Schließlich setzte ich mich und behielt den Schädel in meinem Blickfeld. Wenn er magisch verändert war und etwas von mir wollte, würde er sich wieder melden.

Das Kreuz ließ ich sicherheitshalber stecken, aus Furcht, dass ich ihn womöglich zerstörte.

Ich hatte die erste Überraschung verdaut, als er den nächsten Satz sagte. »Du wirst mich nicht vergessen, wenn du der Beerdigung beiwohnst, nicht wahr?«

Verdammt. So genau ich auch hingeschaut hatte, ich hatte nicht erkennen können, dass er seine Kiefer bewegte. Die Stimme klang so, als wäre sie aus der Tiefe einer Gruft geklungen.

Hohl und schaurig…

»Wer bist du?«, flüsterte ich.

»Eine Tote…«

»Cynthia?«

»Ja, und du hast mich nicht gerettet. Denk an das Sprichwort.«

Ich nickte dem Totenkopf zu. »Es gilt nur für diejenigen, denen eine Rettung gelungen ist, nicht wahr?«

»Das stimmt schon, aber ich werde bei dir bleiben. Du hast ja den Schädel, du hast mich…«

Ich verstand das nicht. »Moment mal. Ich habe den Totenkopf. Du jedoch hast anders ausgesehen. Du hast ein Gesicht gehabt, keine blanken Knochen. Augen, Lippen, eine Nase, Ohren und natürlich deine rötlichen Haare.«

»Es ist alles da.«

»Tatsächlich? Ich blicke hier gegen blankes Gebein. Tut mir leid, das ist mir zu hoch.«

»Keine Sorge, es läuft alles nach Plan.«

»Nach deinen Plänen.«

»Sicher.«

Ich schüttelte den Kopf. Da saß ich nun und unterhielt mich mit einem Totenkopf. Das war verrückt, unglaublich. Man hätte mich ausgelacht, wenn ich das erzählte. Doch es war, zum Teufel, eine Tatsache. Und der Teufel konnte tatsächlich seine Hände mit im Spiel haben. Er hielt mich zum Narren.

»Wie sehen die Pläne aus?«

»Du wirst sie erfahren, keine Sorge. Ich schwöre dir, dass du sie erfahren wirst.«

»Auf dem Friedhof?«

»So ist es.«

»Ich habe eine Cynthia Manson als Tote gesehen. Sie saß auf einem Stuhl, ein Messer im Rücken. Jetzt dringt ihre Stimme aus einem Totenkopf. Wie soll ich das verstehen? Wer hat dich weggeschafft? Wer hat mich angerufen?«

»Ich habe Freunde…«
Die Erklärung war mir zu simpel und zu ausweichend. »Welche Freunde hast du?«
»Du wirst sie bestimmt sehen.«
»Höllische?«
»Es kann sein. Alles läuft, alles ist in Fluss, Sinclair. Warte es bitte ab.«
»Da wäre noch etwas zu klären. Hast du mich auch im Büro angerufen?«
»Möglich.«
»Das war aber nicht deine Stimme, Cynthia. Die der Anruferin klang anders. Viel neutraler. Ich konnte nicht herausfinden, ob es sich um eine Frau oder einen Mann gehandelt hat.«
»Tote sind anders.«
»Aber Tote können nicht sprechen. Wenigstens in der Regel nicht. Das weiß ich.«
»Deine Gesetze sind nicht die unseren, John Sinclair. Wir hören noch voneinander. Bereite dich auf den Abend vor und verspäte dich nicht. Du bist der Ehrengast auf der Beerdigung. Stell den Schädel an das Grab.«
»Dann ist es schon ausgehoben?«
»Alles wurde vorbereitet. Es fehlen nur noch die Gäste, John Sinclair. Und du natürlich.«
»Ja, meine liebe Verstorbene. Du glaubst gar nicht, wie ich mich darauf freue.«
»Lebe wohl - bis später…«
Es waren Abschiedsworte, die verklangen und mich als einen Menschen zurückließen, der die Welt nicht mehr verstand. Ich hatte mich den Gegebenheiten gefügt und mit dem Schädel geredet. Erst dann wurde mir klar, was ich mir damit angetan hatte.
Ich wollte darüber lachen, das allerdings blieb mir im Halse stecken. Stattdessen stand ich auf, rief im Büro an, wo ich Suko noch erreichte. Er war von der Pause zurückgekehrt.
»Das darf doch nicht wahr sein«, sagte er nach meinem Bericht. »Dich hat jemand besucht?«
»Ja, Cynthia, die Tote«, bestätigte ich.
»Und dann sprach sie mit dir durch den Schädel?«, fragte Suko.
»Auch das stimmt.«
»Kannst du mir verraten, wer dich da auf den Arm nehmen will, Alter? Wer zieht da die Schau ab?«
»Ich habe noch keine Ahnung. Asmodis auf dem Hintergrund möglicherweise.«
»Das könnte natürlich sein. Jedenfalls werde ich versuchen, es herauszufinden.«

»Wann willst du fahren?«

»Na ja, ich werde mich gleich in Bewegung setzen, weil ich mich auf dem Friedhof noch umsehen will.«

»Kennst du ihn denn?«

»Nein.«

»Gut, dann bleibe ich im Hintergrund.«

»Tu das.« Kopfschüttelnd legte ich auf. Ich fühlte mich unwohl. Jemand hielt mich wie eine Marionette an einem langen Faden, um mich nach seiner Pfeife tanzen zu lassen.

Das war einfach verrückt.

Ich hatte schon eine Hand auf den Totenkopf gelegt, um ihn wieder einzutüten, als das Telefon schellte.

Mich durchschoss es wie ein Stromstoß, denn irgendwie hatte ich den Eindruck, dass dieser Anruf etwas in Bewegung setzen würde. Ich hob ziemlich schnell ab und kam nicht dazu, mich zu melden, weil mich das heftige Atmen störte.

»Mr. Sinclair?«

Erst durch Nachdenken identifizierte ich die Stimme als die des Hausmeisters. »Ja, wer sonst?«

»Ähm - sie - sie ist wieder da!«

Ich begriff sofort. »Die Frau mit den roten Haaren und dem langen weißen Kleid?«

»Ja, Sir. Sie - sie steht neben mir und hält ein Messer mit blutiger Klinge in der Hand…«

»Tun Sie nichts, ich komme!«

***

Ich bereute es, in den folgenden Augenblicken nicht Superman zu sein, denn der wäre jetzt an der Hauswand nach unten geflogen und hätte sein Ziel blitzschnell erreicht.

Ich musste mich auf den Lift verlassen, den ich natürlich erst hochholen musste. Es verging Zeit, und meine Gedanken bewegten sich wirr hinter der Stirn.

Irgendwie kam ich nicht mit. Wie war es möglich, dass diese tote Person wieder zurückkehrte. War sie tatsächlich nur ein Zombie gewesen? Hatte ich mich so geirrt?

Trotz der Eile hatte ich den Schädel nicht vergessen. Er befand sich in einer Segeltuchtasche, die immer an der Garderobe hing. Endlich öffneten sich die Türen. Ich atmete auf und sprang in die Kabine.

Sie schoss nach unten.

Auf meine Stirn trat Schweiß. Ich schaute gegen die nackte Wand, fühlte mich in der Kabine wie in einer Grabkammer und spürte urplötzlich den Gegenruck, als sie stoppte.

Ich erstarrte.

Verdammt, das war nicht das Ende der Fahrt. Ich hing irgendwo zwischen den Stockwerken fest, sah auf die Anzeigetafel und entdeckte dort das hastige Flackern der einzelnen Knöpfe.

Die Kabine stand, daran gab es nichts zu rütteln, und ich merkte, wie mich ein flaues Gefühl überkam. Mit rechten Dingen ging das nicht zu. Hier wollte mich jemand festsetzen. Möglicherweise hatte der Hausmeister nicht selbst angerufen. Es musste jemandem gelungen sein, die Stimme des Mannes zu imitieren.

Wie ging es weiter?

Zunächst einmal nicht. Ich verfiel auch nicht in Panik. Den Notrufknopf ließ ich unberührt.

Jede Kabine hat einen Ausstieg. Auch diese hier machte keine Ausnahme. Der Ausstieg befand sich in der Decke. Um ihn zu öffnen, musste ich mich strecken.

Ich konnte nicht einmal erkennen, zwischen welchen Stockwerken ich festsaß. Meiner Schätzung nach musste es zwischen der dritten und vierten Etage sein.

In der Stille hörte ich mein Atmen. Wer sich in einer derartigen Lage befand wie ich, der musste mit allem rechnen, für den vergingen auch die Sekunden sehr träge, der lauschte auf jedes fremde Geräusch, und ich hörte über mir das Kratzen.

Genau dort, wo sich der Ausstieg abzeichnete. Ein unheimliches Geräusch, als würden Krallen das Rechteck des Ausstiegs genau nachzeichnen.

Sicherheitshalber ging ich etwas zurück, um mich mit dem Rücken gegen die Wand lehnen zu können. In dieser Haltung wartete ich ab. Ab und zu schaute ich nach oben.

Noch tat sich nichts. Nur dieses Kratzen blieb. Es verstärkte sich sogar.

Neben mir stand die Tasche mit dem Schädel, der sich nicht bemerkbar machte. Ich hatte meine Hand auf den Griff der Beretta gelegt und würde sie zur Not sofort ziehen können.

Das Kreuz hing noch vor meiner Brust. Da einige Hemdknöpfe nicht geschlossen waren, konnte ich es blitzartig hervorziehen, wenn es nötig sein sollte.

An den Rändern des Ausstiegs tat sich etwas. Sie zitterten, sie knirschten sogar - und das Viereck hob sich langsam an. Die Beleuchtung kam mir matter vor, ich achtete nicht darauf, mein Augenmerk galt einzig und allein dem Notausstieg.

Da geschah etwas, wofür ich im ersten Moment keine Erklärung wusste, denn der Spalt füllte sich aus. Etwas quoll hinein, was ich nicht genau erkennen konnte.

Es war dunkel, bekam Nachschub, fiel als Tropfen nach unten und klatschte vor meinen Füßen auf den Liftboden.

Blut…

Ich spürte den Kloß im Hals, schaute hin, blickte wieder nach oben - und glaubte, irre zu werden.

Mit einem Ruck war die Klappe senkrecht gestellt worden. Ich hatte einen freien Blick, rechnete mit einem wahren Blutschwall, der jedoch ausblieb.

Stattdessen war blitzartig eine widerliche dunkelrote Dämonenfratze erschienen. Eine Mischung aus übergroßem Fledermausschädel mit weißen Augen, Hörnern auf der Stirn und einem, im Vergleich zur Größe des Kopfes, scheunentorartigen Maul, in dem Reißzähne blinkten.

Ein unheimliches Fauchen klang mir entgegen, mehr ein Schrei, dann zuckte der Schädel zurück und war verschwunden, bevor ich mein Kreuz hatte hervorziehen können.

Nur das Blut blieb auf dem Boden. Es bewies mir, dass ich mich nicht geirrt hatte.

Ich handelte trotzdem, wollte die Klappe von unten her öffnen, als sich die Kabine mit einem Ruck wieder in Bewegung setzte und ihre Fahrt in die Tiefe fortsetzte.

Bevor ich das Geschehen verdaut hatte, erreichte ich bereits das Erdgeschoss, wo der Lift stoppte und sich die Türen öffneten, als wäre nichts geschehen.

Zwei Hausbewohner - Frauen in sommerlicher Kleidung - schauten mich an. Sie lächelten, blickten nach unten, sahen das Blut und auch meine Bewegung, als ich die Tasche anhob.

Eine Person fing an zu kreischen, sodass es wie der Klang einer Sirene durch die Halle wimmerte.

»Das ist Blut, das ist Blut! Sind Sie wahnsinnig?«

»Ich nicht, Madam. Nehmen Sie einen anderen Lift.«

Sie starrte mich entgeistert an. »Mehr haben Sie nicht zu sagen, Mister?«

»Nein.«

Sie wichen vor mir zurück, als ich die Kabine verließ. Um das Blut wollte ich mich später kümmern, wichtiger war der Besuch beim Hausmeister, wobei ich hoffte, dass er noch nicht verschwunden war. Ich dachte auch an die hässliche Dämonenfratze aus dem Aufzug, die die Farbe von gestocktem Blut gehabt hatte. Einordnen konnte ich sie nicht. Da würde mir Cynthia Manson sicherlich Auskunft geben können.

Den Hausmeister fand ich in seiner Kabine. Er war allein, ohne Besucher. Die Person hatte sich zurückgezogen.

Als ich die Tür aufriss, schaute er mich starr an. Er stand noch immer unter Schock.

Ich stellte die Tasche ab. »Wo ist die Frau?«

Der Hausmeister hob die Schultern. »Weg!«, erwiderte er tonlos und leichenblass. »Sie ist verschwunden, einfach so. Können Sie das begreifen?«

»Nein. Wissen Sie wohin und wann es geschehen ist?«

»Sie ging.«

»Verletzt sind Sie nicht - oder?«

»Nein, sie hat das Messer ja nicht eingesetzt und mich nur damit bedroht. Aber das ist schlimm gewesen, Sir. Verdammt schlimm. An der Klinge klebte das Blut, es war an manchen Stellen sogar verkrustet. Stellen Sie sich das vor!«

»Okay. Haben Sie wirklich nicht gesehen, in welch eine Richtung sie verschwand?«

»Nein, Mr. Sinclair.« Er stand auf. Ich sah, dass er am ganzen Leibe zitterte. »Das ist einfach furchtbar gewesen. Ich dachte schon, mein letztes Stündlein wäre gekommen.«

Ich lächelte ihm zu. »So leicht stirbt man nicht, mein Lieber. Aber Sie sollten…«

»Hören Sie, hören Sie!« Die beiden Frauen rannten auf uns zu. »Das ist eine Schweinerei. Der Lift ist voller Blut. Da - da steigen wir nicht ein!«

»Übertreiben Sie nicht«, sagte ich. »Es sind nur einige Tropfen, mehr nicht.«

Die Frau zeigte auf sich, danach auf ihre Begleiterin. »Wir gehen da nicht hinein. Das sehen wir überhaupt nicht ein. So viel Blut.«

»Stimmt das, Sir?«

»Ja.«

»Und wieso?«

»Ich will Ihnen keine Erklärung geben. Sie können es aufwischen. Ich gehe dann mit Ihnen.«

»Das wäre gut. Moment.« Er verschwand und kehrte bald darauf mit Eimer und Wischlappen zurück. Das Wasser in dem Gefäß schimmerte gelblich, weil der Hausmeister noch ein Reinigungsmittel hinzugegeben hatte, das die Flecken entfernen sollte.

Die Frauen blieben in sicherer Entfernung stehen. Anstatt in ihren Wohnungen zu verschwinden, konnten sie ihre Neugierde nicht bezähmen. Der Hausmeister war froh, in mir Unterstützung zu haben, schaute dann verwundert, als ich den Notausstieg öffnete.

»Was wollen Sie denn jetzt?«

»Nur nachschauen.«

Es gab nichts zu entdecken. Mein Blick glitt hoch in den Aufzugsschacht, ohne eine Spur von diesem roten Teufel zu sehen. Er hatte sich zurückgezogen.

Die Klappe knallte wieder zu. Der auf den Knien hockende Hausmeister schrak zusammen, wischte allerdings eifrig weiter, ohne

den Boden richtig sauber zu bekommen, denn er verteilte das Blut noch mehr, sodass rote Flecken zurückblieben.

Ich schob mich an ihm vorbei und blieb in der Halle stehen. Noch immer kniend, drehte der Mann den Kopf. Er schielte zu mir hoch. »Was - was ist denn da wirklich passiert? Haben Sie geblutet, Sir?«

»Ja, aus der Nase.«

Das glaubte er mir nicht, traute sich auch nicht, noch weitere Fragen zu stellen, und putzte weiter.

Ich hatte meine Tasche aufgenommen und ging auf die Nottreppe zu.

Mittlerweile hatten sich mehrere Hausbewohner in der Halle versammelt. Die beiden Frauen sprachen heftig auf sie ein, berichteten von unmöglichen Zuständen und schoben natürlich die Schuld auf mich.

Da erhielten sie Unterstützung. »Ja, ja, der ist sowieso komisch, dieser Mann.«

Ich grinste wie ein Wolf und fauchte noch dazu, als ich sie passierte. Erschreckt fuhren sie zurück und ließen mich gehen.

Natürlich machte ich mir meine Gedanken. Dass die nicht eben positiv waren, versteht sich von selbst. Ich wusste einfach nicht, wo ich den Hebel ansetzen sollte. Hier lief einiges aufeinander zu, dann aber wieder quer und bildete ein regelrechtes Durcheinander, das ich erst sortieren musste.

Meine Hoffnung setzte ich dabei auf den Friedhof, wo Cynthia Manson begraben werden sollte.

Zu wem hatte diese verfluchte Fratze gehört? Wer war dieser Dämon gewesen?

Gesehen hatte ich ihn zuvor nicht, was im Prinzip nichts bedeuten musste, denn innerhalb der anderen Welten und Dimensionen existierten unzählige Arten und Abarten dieser widerlichen Geschöpfe.

Mich hatte er mehr an eine rote Fledermaus erinnert, aber das musste abgewartet werden.

Ich zerrte die Tür zur Tiefgarage auf, die sich nur schwer bewegen ließ, weil sie aus Eisen bestand.

Die übel riechende muffige Halle schluckte mich. Es roch wie immer nach Öl, Benzin und alten Reifen, die auf dem Boden ihre schwarzen Spuren hinterlassen hatten.

Der Rover stand an seinem Platz. Bevor ich einstieg, schaute ich mich um. Das tat ich immer, es war mir praktisch in Fleisch und Blut übergegangen.

Ich setzte mich in den Wagen, schob den Zündschlüssel ins Schloss und hatte die Tasche auf den Rücksitz gestellt. Ich hielt den Schlüssel noch fest, als an der linken Seite eine Gestalt erschien, die Beifahrertür aufriss und sich blitzartig auf den Sitz neben mir fallen ließ.

»Darf ich mitfahren?«, fragte Cynthia Manson. Sie kantete dabei die

rechte Hand, damit die blutige Dolchklinge direkt auf meine Hüfte zeigte…

***

Meine Hand blieb mit dem Zündschlüssel verbunden, ohne ihn allerdings zu drehen.

Ich musste zugeben, dass dieser Frau die Überraschung perfekt gelungen war, und ich musste weiter zugeben, dass der Hausmeister sich in seiner Beschreibung nicht geirrt hatte.

Neben mir sah ich die Tote.

Das gleiche Gesicht, die gleichen Haare, die gleiche Schminke und auch das gleiche Kleid.

Ja, das war sie!

Zum ersten Mal schaute ich ihr direkt und sehr bewusst in die Augen, deren Farbe ich nicht genau erkennen konnte, weil der grüne Schminkeschatten einfach überwog. Das Gesicht war nicht schön, auffallend wohl, interessant auch, aber die Schminke und die sehr breiten, geschwungenen und dunklen Brauen gaben dem Gesicht ein finsteres Aussehen.

»Hi, Cynthia«, sagte ich.

Sie schwieg.

Ich lächelte ihr zu. »Ist das der Dolch, durch den Sie gestorben sind, meine Liebe?«

»Ja.«

»Na, reden können Sie ja.« Ich lachte als Überbrückung. »Das haben Sie schon am Telefon bewiesen.«

»Stimmt.«

»Andere Frage. Wollen Sie, dass wir uns hier unterhalten?«

»Hatten Sie nicht einen Auftrag bekommen, Sinclair?«

Ich lauschte noch einmal dem Klang der Stimme nach. Es war verrückt, der reinste Blödsinn, aber es stimmte. Die Stimme war mit der identisch, die mich in dem Landhaus begrüßt hatte.

»Ja, den habe ich.«

»Dann bitte.«

»Nein, nein, ich…« Wieder lachte ich leise. »Es gibt da gewisse Dinge, die geregelt werden müssen, wenn Sie verstehen. Ich will genau wissen, was gespielt wird.«

»Sie werden es erfahren.«

»Darauf kann ich mich nicht einlassen.«

»Bleibt Ihnen denn etwas anderes übrig?«

»Doch - ja. Auch wenn Sie sich auf das Messer verlassen, mir können Sie damit keine Angst einjagen. Da muss ich Sie enttäuschen. Dafür habe ich zu viel erlebt. Auch noch in den letzten Minuten, als ich nach unten fuhr. Im Lift erschien ein Dämon. Blut floss von der Decke. Das

ist alles nicht normal, dafür will ich eine Erklärung haben.«

»Auf dem Friedhof.«

»Warum gerade ich?«

»Weil Sie es schaffen können.«

»Danke.«

Sie nahm das Messer zur Seite. »Wenn es Ihnen so lieber ist, bitte. Aber fahren Sie.«

»Gleich. Ich habe nur noch eine kleine Frage. Man hat das Blut untersucht. Es ist ungefähr hundertfünfzig Jahre alt. Also müsste die Person, die in ihrem Stuhl durch einen Messerstich in den Rücken starb, ebenfalls so alt gewesen sein.«

»Na und?«

»Darf ich mal Ihren Rücken sehen, bitte schön?«

Ich brauchte einfach einen endgültigen Beweis und war gespannt, wie die Person reagieren würde.

Noch zögerte sie. Schließlich nickte sie und beugte sich nach vorn, dem Armaturenbrett zu. Es geschah langsam, als wollte sie jede Bewegung genießen.

Ich sah den Rücken, den weißen Kleiderstoff, der sich darüber spannte - und den roten Fleck, den das aus der Wunde gequollene Blut hinterlassen hatte.

»Nun?«

»Ja, es stimmt.«

Ich hörte ihr leises Lachen. »Haben Sie geglaubt, dass ich Sie belogen hätte?«

»Ich war mir jedenfalls nicht sicher.«

Sie lehnte sich wieder zurück. »Und jetzt suchen Sie nach einer Erklärung, nicht wahr?«

»So ist es nicht, denn die habe ich bereits gefunden. Ich zähle Sie zu einer Gruppe der lebenden Toten. Es gibt auch einen anderen Namen dafür: Zombie.«

Sie blieb sitzen, starr, legte dann das Messer auf ihre Oberschenkel und lachte mich aus.

Ja, sie lachte mich aus, hatte den Mund weit aufgerissen, sodass er mit seinen geschminkten Lippen wirkte wie eine große, offene Wunde. Sie hatte ihren Spaß, ich weniger.

»Hören Sie auf!«

Tatsächlich brach ihr Lachen ab. »Sinclair, ich verstehe Sie nicht. Sie machen es sich unnötig schwer.«

»Das sehe ich nicht so.«

»Hören Sie, und schauen Sie mich an dabei. Sehe ich wirklich aus wie ein Zombie?«

»Nicht alle Zombies sehen so aus wie die tumben Gestalten aus dem Kino.«

»Das mag sein. Doch es gibt für Zombies bestimmte Merkmale, oder etwa nicht?«

»Da kann ich nicht widersprechen.«

»Atmen Zombies?«

»Wohl kaum.«

»Aber ich atme. Bin ich dann ein Zombie?« Sie drehte mir ihr Gesicht zu. Der angespannte Ausdruck ließ darauf schließen, dass sie auf eine Antwort wartete.

»Ich weiß es nicht.«

Sie konnte nicht anders und musste lachen. »Einen ratlosen Geisterjäger habe ich auch noch nicht erlebt. Ich habe mehr von Ihnen gehalten, wirklich.«

»Man ist oft enttäuscht. Bleibt es denn dabei, dass wir zum Friedhof fahren?«

»Selbstverständlich.«

»Und dort werden Sie beerdigt?«

»So ist es.«

Cynthia hatte dies mit einer Sicherheit gesagt, die mich erschreckte. Jetzt verstand ich gar nichts mehr. Nach einer Weile fragte ich: »Wollen Sie sich als lebendige Person begraben lassen? Lebendig begraben? Wissen Sie, was das bedeutet?«

Ein geheimnisvolles, sphinxhaftes Lächeln umzuckte ihre Lippen, doch eine Antwort gab sie mir nicht. Klar, sie wolle fahren, ich ebenfalls, aber es standen noch Fragen offen, auf die ich gern Antworten gehabt hätte. So erkundigte ich mich noch einmal nach dem dämonischen Geschöpf, das ich im Schacht gesehen hatte.

»Welches Wesen?«

Ich fügte eine knappe Beschreibung hinzu. »Eigentlich müssten Sie es kennen, Cynthia.«

»Ich möchte es sehen.«

»Es ist verschwunden.«

Sie hob ihre Schultern. »Wer weiß, John Sinclair, wer weiß. Vielleicht begegnet uns dieses Wesen noch einmal. Möglich ist alles, das können Sie mir glauben.«

Obwohl mir diese ausweichende Erwiderung überhaupt nicht gefallen hatte, ließ ich das Thema fallen. Diese Person würde nur das sagen, was sie wollte.

Als ich startete, fragte sie: »Den Weg kennen Sie?«

»Ich denke schon.«

»Dann bitte…« Wieder umspielte das rätselhafte Lächeln ihre Lippen. Ich war mir sicher, dass Cynthia Manson noch mit einigen deftigen Überraschungen aufwarten würde…

***

Wir hatten ziemlich lange gebraucht, um unser Ziel zu erreichen, waren über die Upper Richmond Road gefahren und in die Nähe der Königlichen Botanischen Gärten gelangt, einer großen Grünfläche, die unter anderem auch das Kew Observatorium beherbergte.

Die gesamte Fahrt über hatte Cynthia kein Wort geredet und auf jede Frage geschwiegen. Schließlich war ich es leid und stoppte am Rand des Gartens.

»So, wir sind zumindest in der Nähe. Jetzt möchte ich wissen, wie es weitergeht.«

Ihr Blick glitt durch die Frontscheibe, in der sich das Grün der Landschaft spiegelte.

»Der Friedhof liegt in der Nähe.«

»Im Garten?«

»Nein, am Rand. Fahren Sie bis zur nächsten Abbiegung. Da müssen Sie dann rechts.«

»Und weiter?«

»Sie werden ihn sehen.« Bei diesen Worten öffnete sie die Tür und war so schnell draußen, dass ich sie nicht mehr zurückhalten konnte. Sekunden danach hatte auch ich den Wagen verlassen, doch Cynthia verschwand phantomhaft zwischen den Sträuchern und war für mich nicht mehr sichtbar.

Sie hatte mich eiskalt reingelegt, stehen lassen wie einen Schulbuben, der sich selbst hätte in den Hintern beißen können, wäre er gelenkiger gewesen.

Voller Wut ballte ich beide Hände zu Fäusten. Auf freier Strecke hätte ich sie verfolgt, so aber standen ihr alle Möglichkeiten offen, sich abzusetzen.

Mist auch.

Wütend schaute ich zum grau gewordenen Himmel. Die Sonne war verschwunden, dichte Wolken ballten sich zusammen. Das sah mir nach einem Gewitter aus. Die Mücken flogen sehr tief.

Unruhig flirrten und tanzten sie durch die Luft. Träge wie schweres Blei kam mir die Luft vor. Sie schien alles niederzudrücken.

Auch der Schall wurde von ihr stärker geleitet als sonst. Aus dem Garten vernahm ich die unterschiedlichsten Geräusche. Ein schrilles Kreischen der Vögel, die zumeist aus exotischen Ländern stammten. Bestimmt merkten auch sie, dass sich die Luft bald zu einem krachenden Maigewitter entladen würde.

Noch war kein Wind aufgekommen. Das Gewitter würde etwas brauchen. An den Rändern schimmerten die Wolkengebirge bereits in einem schwefeligen Gelb.

Noch hörte ich nichts und kam mir ziemlich allein vor in dieser einsamen Gegend.

Feucht war es auch geworden. Nicht weit entfernt schob sich die

Themse durch das gewundene Flussbett. Ihre Uferwiesen waren das ideale Feuchtgebiet, in dem gegen Abend ständig der Nebel in dünnen Schwaden hochkroch.

Als ich etwa fünf Minuten gewartet und sich nichts getan hatte, kletterte ich wieder zurück in meinen Rover. Cynthia Manson kam nur zurück, wenn es ihr gefiel, und so etwas konnte dauern.

Über mein Autotelefon wollte ich Suko erreichen. Leider bekam ich keine Verbindung.

Ich fuhr wieder an. Glücklicherweise hatte mir Cynthia den Weg erklärt. Ich hoffte nur, dass sie nicht gelogen hatte.

Mehr im Schritttempo rollte der Rover voran. Die Fenster waren geöffnet. Durchzug herrschte im Fahrzeug. Der Wind spielte mit meinen Haaren und fuhr ebenfalls über mein schweißfeuchtes Gesicht.

Zwei Mofafahrer überholten mich und winkten mir zu. Ich ließ ihnen den Spaß und entdeckte bald die Abzweigung, von der Cynthia gesprochen hatte. Wenigstens das stimmte.

Der Rover glitt in einen schmalen Weg. Rechts und links wuchsen die Büsche dicht wie ein Urwald.

Manchmal auch so weit über, dass sie mit ihren Zweigen über die Karosserie des Fahrzeugs hinwegglitten oder gegen die Fenster schlugen, die ich wieder geschlossen hatte.

Der Friedhof konnte hinter dem dichten Buschwerk liegen. Ich rollte zunächst geradeaus und hatte Glück, denn die schmale Straße endete in einem Wendehammer.

Zwei Fahrzeuge parkten außerhalb des Hammers auf einem kleinen Platz, an dessen Rückseite ich ein aus Backsteinen gebautes Haus entdeckte, dessen graues Dach weit überhing.

Eine Leichenhalle?

Das musste sie sein, denn nicht weit entfernt schimmerte ein dunkel gestrichenes Eisentor, das beim Öffnen die Lücke im Zaun hinterließ.

Neben einem alten Ford stellte ich meinen Rover ab und war froh, als ich hinter einem Fenster der Leichenhalle Licht schimmern sah. Es war also jemand da.

Oft ist es so, dass ein Friedhofsverwalter oder Totengräber auch eine Wohnung an oder in der Leichenhalle hatte. Es gab eben Menschen, denen das nichts ausmachte, und ruhig war es schließlich.

So ruhig, dass mir meine eigenen Schritte überlaut vorkamen.

Das Kreischen der Vögel aus dem Botanischen Garten war leiser geworden und stand wie eine ewige Geräuschkulisse fern im Hintergrund. Zudem herrschte ein ungewöhnliches Licht vor. Nicht hell, nicht richtig dunkel, mehr ein Mischmasch aus grauen Farben, durchzogen mit helleren Streifen.

Das erleuchtete Fenster gehörte zu dem Teil der Leichenhalle, die ich als Anbau ansah. Er stand an der Rückseite vor wie ein Buckel. Platten

auf einem schmalen Weg führten mich auf die Haustür zu, die frisch gestrichen war, denn der Lack roch noch.

Ich entdeckte ein Klingelschild, auf dem der Name Osgood stand. So musste der Verwalter oder Totengräber heißen. Grabsteine hatte ich noch nicht zu Gesicht bekommen. Sie versteckten sich hinter den hohen Hecken und Büschen.

Osgood würde mir hoffentlich weiterhelfen können. Auf ihn war ich gespannt. Ich rechnete damit, einen alten Knacker zu sehen oder einen ungepflegten Burschen. Man hat schließlich seine Vorstellungen von einem Totengräber, aber ich irrte mich gewaltig. Wer mir da die Tür öffnete, sah aus wie ein Filmschauspieler. Hoch gewachsen, breitschultrig, dunkelblonde Haare, ein kantiges Gesicht mit harten, blauen Augen, die sicherlich zahlreiche Mädchenknie zittern ließen. Er trug zum weiß und blau gestreiften Hemd eine schwarze Hose mit sehr weit ausgestellten Beinen, also ebenfalls modisch.

»Sie wünschen?« Seine Stimme klang neutral.

»Mr. Osgood?«

»Ja.«

»Mein Name ist John Sinclair. Ich hätte Sie gern einmal gesprochen.«

»Jetzt noch?«

»So ist es.«

Er traf keinerlei Anstalten, den Weg frei zu geben. »Es ist ungewöhnlich, dass ich um diese Zeit Besuch bekomme. Offiziell ist hier geschlossen.«

»Sie werden doch noch beerdigen!«

In seinen Augen zuckte es kurz. »Wer hat Ihnen das denn erzählt, zum Henker?«

»Ich hörte davon.«

»Nein, hier wird nicht beerdigt. Nicht heute jedenfalls. Sorry, dass Sie umsonst gekommen sind.«

Ich hatte damit gerechnet und den Fuß in die Tür gestellt. So prallte die Tür gegen die Sohle, als er mich aussperren wollte. Seine Haltung veränderte sich. Der Mund nahm einen wütenden, beinahe bösen Ausdruck an, dann schaute er auf die Plastikhülle, in der ich meinen Ausweis sichtbar stecken hatte.

Das Licht reichte aus, um lesen zu können, und Osgood hatte gute Augen. Er räusperte sich. »Scotland Yard?«

»So ist es.«

Noch gab er den Weg nicht frei. Hinter seiner Stirn arbeitete es. Er musste erst mit der neuen Lage fertig werden. »Na ja, wenn das so ist, kommen Sie rein.«

Ich betrat einen ziemlich langen Flur mit dunklen Wänden. Die Lampe gab zwar Licht ab, nur reichte der Schein kaum aus. Drei Türen zweigten ab. Durch eine führte er mich in das Zimmer, in dem eine

moderne Deckenleuchte aus Glas ihr Licht verteilte. Sie sah aus wie zwei helle Kuchenplatten, die dicht übereinander lagen.

Auch die übrige Einrichtung konnte man durchaus als modern ansehen. Sehr hell, ohne klotzige Möbel. Als Sessel dienten Stahlrohr-Gestelle, die mit beigem Leinen bezogen waren. Die Bar war in einer Pyramide untergebracht. Im obersten Fach stand die Whiskyflasche.

Ich setzte mich, nachdem er mir einen Platz angeboten hatte, lehnte ein Getränk ab und schaute Osgood an, der mir gegenübersaß, ein Bein über das andere geschlagen und mit dem Fuß wippte. Er gab sich lässig, doch sein Gesichtsausdruck strafte diese Haltung Lügen. Er war sehr gespannt und lauernd.

»Also, worum geht es, Mr. Sinclair?«

»Um die Beerdigung.«

»Die heute stattfinden soll?«, lachte er.

»Ja.«

»Nein, Sinclair, nein. Glauben Sie das mal nicht. Es wird keine Beerdigung geben. Haben Sie schon mal gehört, dass so etwas in der Dämmerung oder Dunkelheit…?«

»Wenn man was zu verbergen hat, ja.«

Er breitete die Arme aus. »Was sollte ich zu verbergen haben? Ich bin hier das Mädchen für alles. Totengräber, Verwalter und habe eigentlich einen guten Job, denn sehr viele Beerdigungen führen wir nicht mehr durch. Das überlassen wir den Kollegen auf den größeren Friedhöfen. Sie sind wirklich umsonst gekommen.«

»Davon bin ich nicht überzeugt.«

»Verdammt, was macht Sie so sicher?«

»Ein Name, Mr. Osgood.«

»Bitte - welcher?«

»Cynthia Manson!« Ich hatte ihn genau beobachtet, weil ich merken wollte, ob ihm der Name etwas sagte.

Osgood blieb gelassen. »Ja, die kenne ich. Sie ist mir bekannt. Cynthia Manson.«

»Genau.«

»Aber sie liegt nicht unter der Erde.«

»Wo dann?«

»In der Leichenhalle.«

»Und das stimmt?«

»Sicher. Weshalb sollte ich Sie belügen, Mr. Sinclair? Sie liegt in der Leichenhalle aufgebahrt.«

»Wo ich sie mir anschauen kann?«

»Wenn es Ihnen Spaß macht, bitte sehr. Ich wäre nicht der Typ, der das freiwillig…«

Ich stützte meine Handflächen auf die Leinenlehnen und erhob mich langsam. »Dann können wir?«

»Wie Sie wollen.« Osgood schüttelte den Kopf, lachte dabei und erhob sich ebenfalls. »Manchmal haben Polizisten wirklich fromme Wünsche, die ich nicht begreife.«

»Fromm sind sie bestimmt nicht.«

»War nur eine Redewendung.« Er schob die Hände in beide Hosentaschen und ging vor.

Der Anbau hatte eine direkte Verbindung zur Leichenhalle. Nur war die Tür verschlossen. Osgood musste erst einen Schlüssel hervorholen, um sie zu öffnen.

Sie glitt lautlos nach außen und gab eine Kühle frei, die in mein Gesicht strömte.

Es war die typische Kälte der Leichenhalle mit ihrem ebenfalls typischen Geruch.

Nach Desinfektionsmitteln, irgendwelchen nicht mehr ganz taufrischen Pflanzen, nach Bohnerwachs und anderen Dingen, die meine Nase nicht analysieren konnte.

»Warten Sie, ich mache Licht.«

Seine Gestalt verschwand. Er tappte ziemlich weit weg, dann wurde es doch hell, mein Misstrauen verschwand. Wir kamen in einen breiten Flur mit Holztüren auf der linken Seite. Vor einer war der Totengräber stehen geblieben.

»Was befindet sich dahinter?«

»Der Kühlraum für die Tote.«

»Sie liegt bereits im Sarg?«

»Nein, noch nicht. Der Sarg wird erst morgen angeliefert, dann soll auch die Beerdigung sein.«

»Ich möchte sie mir anschauen, bitte.«

»Das ist Ihr Bier, Sinclair.« Er schloss die Tür auf. »Wissen Sie, wir gehen immer auf Nummer Sicher und schließen die Türen ab. Es gibt Leute, die sind so irre und stehlen Leichen.«

»Das weiß ich leider.«

Er ging wieder vor, machte ebenfalls Licht, und diesmal knallte der Schein aus Leuchtstoffröhren auf den mit roten, viereckigen Fliesen bedeckten Boden.

»Bitte, hier ist sie.« Links von mir stand Osgood wie ein Verkehrspolizist, einen Arm ausgestreckt und mit der flachen Hand auf den Tisch weisend, wo die Tote ihren Platz gefunden hatte.

Ich bekam einen trockenen Hals und hätte gern einen Schluck getrunken.

Die Tote war die Person, die auch neben mir im Wagen gesessen hatte. Cynthia Manson!

***

Osgood hatte mich beobachtet und meinte: »Sie scheinen zufrieden

zu sein, obwohl sie so überrascht aussehen.«

»Tatsächlich bin ich beides.« Ich blieb nicht mehr auf einem Fleck stehen und ging vor, hinein in die Kühle der Leichenhalle.

Die Tote lag auf einem Tisch. Kunststoff, grau gespritzt. Sie trug ihr weißes Kleid, die Schminke noch im Gesicht, das rote Haar hochgekämmt. Nur den Dolch entdeckte ich nicht.

Wächsern sah das Gesicht aus. Leicht durchsichtig die Haut. Das helle Grün der Pupillen kam mir vor wie ein stilles Wasser, über das nicht einmal der Hauch eines Windstoßes wehte.

Sie mochte da liegen, sie mochte tot sein oder auch nicht, aber ich war sicher, dass etwas nicht mit ihr stimmte. Jede Leiche wurde vor der Beerdigung gewaschen, präpariert und bekam ihr Totenhemd übergestreift, doch das war bei dieser nicht der Fall.

Ich drehte mich um.

Osgood war an der Tür geblieben. Sein Lächeln fiel zu mokant aus, um mir zu gefallen. »Sind Sie zufrieden, Mr. Sinclair?«

Ich schüttelte sehr langsam den Kopf. »Überhaupt nicht, Mr. Osgood, überhaupt nicht.«

»Und warum nicht?«

»Das müssten Sie besser wissen. Sie sind der Fachmann hier. Oder beerdigen Sie die Leichen stets geschminkt und in einer Kleidung, die sie auch als Lebende getragen haben?«

»Da gibt es keine Vorschriften. Wenn man es wünscht, wird sie auch so beerdigt.«

»Hat man es hier gewünscht?«

Er grinste schief. »Jedenfalls ist mir nichts Gegenteiliges bekannt.«

»Ich darf sie anfassen?«

»Ist nicht mein Bier.«

Der Körper fühlte sich kalt an, war steif und schwer, und ich musste mich abmühen, um sie so auf die Seite drehen zu können, dass ihr Rücken frei lag.

Auch jetzt war der große, rote Blutfleck auf dem Weiß des Kleides einfach nicht zu übersehen.

Das war sie!

Ich legte sie wieder in die alte Lage, hörte Osgoods Räuspern und seine Frage. »Kann ich noch etwas für Sie tun?«

Ich antwortete nicht sofort, da ich nachdenken musste. Dann nickte ich, als ich einen Entschluss gefasst hatte. »Ja, Mr. Osgood. Ich hätte gern das Grab gesehen, in dem sie ihre letzte Ruhestätte finden soll. Wäre das möglich?«

»Auch jetzt?«

»Sicher.«

»Ich will Sie ja nicht beeinflussen, Sinclair…«

»Das tun Sie bereits.«

»Okay, gut, einverstanden. Aber es wird gleich dunkel, da können Sie kaum etwas sehen, und auch die Dämmerung wird nicht gerade ihr Freund sein, was die Sicht anbetrifft.«

»Ist es denn ausgehoben?«

»Das schon.«

»Dann lassen Sie uns gehen.«

Osgood schüttelte den Kopf. Ob er die Welt nun wirklich nicht mehr verstand oder nur so tat, konnte ich nicht sagen. Wenn ja, war er ein ausgezeichneter Schauspieler.

Er zog die Tür der Leichenhalle wieder hinter sich zu, schloss diesmal nicht ab und ging wieder durch seine Wohnung. Der Hauptausgang war schon abgeschlossen.

Im Freien nahm ich den Geruch der Blüten noch intensiver wahr. Hinzu kam, dass die Luft noch stärker drückte. Im Westen lag die Flussbiegung der Themse. Dort musste sich bereits der erste Abendnebel gebildet haben, denn ich roch die Feuchtigkeit.

Der Himmel sah sehr grau aus. Es war dunstig.

»Wenn es kracht, wird es gewaltig«, erklärte Osgood. »Ich kenne diese Maigewitter. Hoffentlich kommen wir trockenen Fußes wieder zurück. Oder haben Sie länger zu tun, Mr. Sinclair?«

Ich gab eine ausweichende Erwiderung. »Das kommt ganz darauf an, Mr. Osgood.«

Er ließ sich nicht beirren. »Auf was, bitte?«

»Möglicherweise auf das Grab, das Sie geschaufelt haben.« Ich schaute ihn kalt an.

Osgood ließ sich nicht aus der Ruhe bringen, starrte zu Boden, wo er einen flachen Stein wegkickte.

»Kommen Sie, sonst erleben wir noch eine Atmosphäre des Schreckens. Um diese Zeit werden die Nebelschwaden dichter. Sie treiben dann dem Friedhof entgegen. Hier könnte man einen Gruselfilm drehen.«

Wenn er bisher gelogen hatte, so stimmten seine letzten Worte. Der alte Totenacker bot eine nahezu gespenstische Kulisse. Es lag an den Bäumen, den Hecken und Büschen, die ein regelrechtes Mosaik bildeten, aber genügend Platz für die Grabsteine ließen.

Flach oder halbhoch ragten sie aus dem Boden. Mir fiel auf, dass kein Kreuz vorhanden war, auch in der Leichenhalle hatte ich keines gesehen. Danach fragte ich.

»Nun ja, wer hier beerdigt wird und sich nicht verbrennen lässt, ist Atheist.«

»Ach so.«

»Es gibt viele bekannte Persönlichkeiten, die auf diesem Grund ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Das können Sie mir glauben. Sie müssen mal bei Tage kommen und die Namen lesen. Das ist schon

beinahe wie das ›Who is Who‹.«

Ich glaubte es ihm unbesehen. Nur interessierte ich mich nicht für die Personen, die schon begraben waren, mir ging es allein um das eine bestimmte Grab, das für Cynthia Manson vorgesehen war.

Das heißt, mittlerweile konnte ich es kaum glauben. Hier war einfach zu viel zusammengekommen, das entwirrt werden musste.

Es gab weder einen neuen noch einen alten Teil des Friedhofs. Er sah überall gleich aus. Auf keinem Weg lag Kies. Manchmal wuchs das Unkraut knöchelhoch und gab unseren Schritten einen dumpfen Klang.

Die Feuchtigkeit hatte zugenommen. Bei jedem Atemzug kratzte die Luft im Hals. Wie ein Gespenst hing sie über dem Friedhof. In der Ferne, weit im Westen, sah ich das Wetterleuchten wie fahle Lichtblitze über den Himmel zucken.

Osgood hatte es ebenfalls gesehen. »Das wird uns auch bald erreicht haben, dann aber voll.«

Ich ging nicht darauf ein. »Wie weit ist es noch?«

»Hinter der nächsten Hecke. Dort habe ich einen Fleck frei machen lassen.«

»Was heißt lassen?«

Er grinste. »Durch Helfer. Oder glauben Sie, ich schufte hier ganz allein?«

»Wenn nur so wenige Beerdigungen sind…«

»Ich habe noch einen anderen Job.«

Ich verkniff mir die nächste Frage und folgte ihm um eine Buschecke herum. Die kleinen Blätter streiften mich in Höhe der linken Schulter, dann war ich an der Hecke vorbei und schaute auf das Areal, das Osgood gemeint hatte.

Groß war es nicht. Vier Gräber hätten dort geschaufelt werden können, aber nicht mehr.

Ein Loch war vorhanden.

Rechteckig, zum Teil mit quer liegenden Planken aus Sicherheitsgründen abgedeckt.

Ich ging auf das Grab zu. Diesmal folgte Osgood mir. »Nun?«, fragte er, »sind Sie zufrieden?«

»Hier also wird diese Cynthia begraben?«

»Ja.«

»Kann ich die Planken wegnehmen?«

Er lachte leise. »Weshalb?«

Ich enthielt mich einer Antwort, forschte in seinem Gesicht nach, wo mir der Ausdruck seiner Augen nicht gefiel. Sie bewegten sich einfach zu unruhig. Der Verdacht lag nahe, dass er etwas im Schilde führte. Auch die Haltung kam mir abwartend vor.

»Eigentlich sind Sie hier der Verantwortliche. Nehmen Sie bitte die

Planken hoch.«

Er lachte mich nett an, sodass ich mich wegen meines Verdachts schon beinahe schämte. »Okay, Mr. Sinclair, damit Sie beruhigt sind. Ich werde es tun.« Er zwinkerte mir zu. »Ich werde einfach den Eindruck nicht los, dass Sie etwas gegen mich haben.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Feeling, wissen Sie?«

Ich hob nur die Schultern und setzte zu keiner anderen Erklärung mehr an. Sein Feeling interessierte mich nicht. Vier Planken lagen quer über dem Grab. Er bückte sich und zerrte die erste weg. Als er die zweite Planke anfasste, schaute ich schon nicht mehr hin.

Das Licht trieb allmählich dem Zwielicht entgegen, und da verschwammen die Konturen, wurden milchig grau. Noch konnte ich die Umrisse einigermaßen scharf voneinander unterscheiden, und ich sah auch, wie sich eine Gestalt hinter dem Stamm eines Baumes hervorschob, die im ersten Augenblick an einen Geist erinnerte, weil sie ein bis zum Boden reichendes Kleid trug.

Ein Geist war sie nicht.

Vielleicht ein Zombie, eine Frau mit roten, hochgekämmten Haaren, grün geschminkter Stirn und einem Messer mit blutiger Klinge in der rechten Hand.

»Hallo, John«, sagte sie leise…

***

So oft Cynthia Manson erschienen und wieder verschwunden war, ich konnte mich an diesen verfluchten Rhythmus einfach nicht gewöhnen und stand da wie vom Blitz getroffen.

Verdammt noch mal, ich hatte sie vor kurzem erst auf dem Tisch als Leiche liegen sehen, und plötzlich erschien sie hinter dem Baumstamm wie eine Königin, die ihr Geisterreich verlassen hatte.

Das wollte nicht in meinen Kopf!

Noch drei kleine Schritte legte sie zurück, dann schaute sie mich über das Grab hinweg an.

Ich drehte mich um. Der Totengräber hatte es geschafft und die Planken vom Grab weggenommen.

Sie lagen zu seinen Füßen, er selbst stand unbeweglich.

Es war kein Regisseur vorhanden, der uns erklärte, wie es weiterzugehen hatte. Das mussten wir schon selbst herausfinden, ich jedenfalls machte nicht den Anfang.

Das gefiel der rothaarigen Person nicht so recht, denn sie bewegte vorwurfsvoll schüttelnd den Kopf. »Ich verstehe dich nicht, John. Hat es dir die Sprache verschlagen?«

»Das nicht.«

»Weshalb redest du nicht?«

»Weil ich nachdenke.«
»Das ist gut. Über wen oder was?«
»Über dich.«
Sie hob die Schultern. »Wir sind zusammen hergefahren. Erinnerst du dich nicht daran?«
»Wie könnte ich das vergessen, Cynthia!«
»Na bitte. Weshalb denkst du nach?« Wieder lächelte sie so rätselhaft, sodass ich mich auf den Arm genommen fühlte.
»Ich sah dich vorhin als Tote.«
»Ach ja - wo?«
»In der Leichenhalle. Er kann es bestätigen.« Ich drehte mich zu dem Totengräber um. »Nicht wahr, Osgood?«
Der Mann war verschwunden. Mein Blick glitt ins Leere. Es musste ihm gelungen sein, sich völlig lautlos zurückzuziehen. Aus Angst oder aus Berechnung?
Für mich kam eher die zweite Alternative in Betracht, denn einen ängstlichen Eindruck hatte er mir nicht gemacht. Ich konnte mir gut vorstellen, dass er und Cynthia unter einer Decke steckten. Die beiden waren ein Herz und eine Seele. Ein raffiniert geschmiedetes Komplott gegen mich. Nicht schlecht.
»Wen meinst du?«
Allmählich erfasste mich eine gewisse Wut. »Verdammt noch mal, das weißt du genau. Er ist…«
»Weg, John. Wir sind allein.«
»Bestimmt. Ich möchte dich fragen, wie es weitergeht. Ich möchte gern wissen, wie alt du bist.«
»Genau neunundzwanzig Jahre.«
»Ach nein. Haben sich unsere Wissenschaftler geirrt, als sie dein Blut untersuchten?«
»Das kann sein.«
»Ich glaube es nicht, Cynthia. Ich glaube es wirklich nicht. Und ich will den Beweis haben.«
»Bitte. Was soll ich tun?«
»Bleib dort stehen.«
»Gut, wie du willst.«
Ich nahm das Kreuz von meiner Brust weg. Wenn sie tatsächlich mit dem Teufel oder dem Bösen im Bunde stand, würde das Kreuz sie zerstören, zumindest aber verletzen oder schwächen.
Während ich meinen Talisman hervorholte, ließ ich Cynthia nicht aus den Augen. Sie stand ruhig auf dem Fleck, bewegte nicht einmal den kleinen Finger und schaute mir zu.
Ich streifte die Kette über meinen Kopf, versetzte sie in pendelnde Bewegungen und ließ das Kreuz von einer Seite zur anderen schaukeln. Eigentlich rechnete ich damit, dass Cynthia

zurückschrecken würde, was sie jedoch nicht tat. Sie blieb stehen, verfolgte den Schwung des silbrig schimmernden Talismans und hob die Schultern. »Es ist ein wunderbares Kreuz, John. Warum zeigst du es mir erst jetzt?« Sie fragte es lächelnd und mit einer Stimme, die mich dem Klang nach für einen Idioten hielt.

»Verdammt noch mal, macht es dir nichts aus, auf das geweihte Kreuz zu schauen?«

»Warum? Kann ich es anfassen?«

Wieder hatte sie mich völlig aus dem Konzept gebracht. »Kannst du mir den Grund nennen?«

»Ja, ich habe mich an den Richtigen gewandt. Das ist der Beweis. Ich werde meine Beerdigung erleben. Dort ist das Grab, schau hin. Ich werde hineinsteigen und mich zuschütten lassen.«

»Ohne Sarg?«

»Warum nicht? Du sollst zuschauen, John Sinclair. Ich will es so, verstehst du?«

»Nein!«

Sie hob die Schultern. Der weiße Stoff bewegte sich dabei wie sanfte Wellen. »Das macht auch nichts. Schau zu und tu dann, was du für richtig hältst.«

Nach diesen Worten setzte sie sich in Bewegung. Zuerst dachte ich, dass sie auf mich zukommen würde, dann aber schlug sie einen kleinen Bogen, weil sie sich auf der anderen Seite des Grabs aufstellen wollte. Sie senkte den Kopf und schaute hinein.

Auch ich bewegte mich. Mit sehr zaghaften Schritten ging ich los. Am Rand blieb ich stehen.

Die Grablänge trennte uns. Aus der Tiefe wehte mir kühle Luft entgegen. Möglicherweise hatte ich auch nur den Eindruck, aber geheuer war mir die Grube nicht.

»Was hast du, John?«

»Mir passt das nicht.«

»Was denn?«

»Das du in das Grab willst. Ich möchte endlich wissen, was hinter allem steckt. Ich verlange Aufklärung. Ich habe dich gesehen, ich sah aber auch einen fürchterlichen Dämon, ein blutrotes Gebilde, das über mir im Schacht eines Fahrstuhls schwebte. Ein dämonisches Monstrum mit einem Maul voller Reißzähne. Kannst du dich daran nicht erinnern, Cynthia?«

»Ein Monstrum?«, wiederholte sie.

»Ja, ich sah es.«

»So rot wie das hier?« Sie streckte den Arm aus und deutete in die Öffnung.

Auch ich bekam vor Staunen den Mund nicht mehr zu, denn das Grab war bis zur Hälfte mit einer blutroten, dampfenden Flüssigkeit

gefüllt…

***

Suko hatte seinen Arbeitsplatz ziemlich früh verlassen, war nach Hause gefahren, weil er seinen BMW aus der Garage holen wollte, und wurde vom Hausmeister abgefangen.

»Moment, Mr. Suko.«

»Bitte, ich habe es eilig. Fassen sie sich kurz.«

»Im - im Lift ist Blut!«

»Wie?«

»Ja, das hing mit Ihrem Kollegen zusammen…«

»Stammt es von ihm?«

»Nein, das glaube ich nicht. Aber das weiß ich nicht so genau. Es ist alles so rätselhaft.«

Dass der Hausmeister völlig durcheinander war, sah selbst ein Blinder. Suko drückte den Mann zurück in sein Glashaus und dort auf einen Stuhl. »So, jetzt setzen Sie sich hin und berichten Sie der Reihe nach, was überhaupt los gewesen ist.«

Er bekam den Bericht und fluchte innerlich auf seinen Freund John Sinclair, weil dieser es nicht für nötig gehalten hatte, bei ihm anzurufen und ihn einzuweihen.

»Das darf doch nicht wahr sein!«

»Es stimmt aber. Soll ich Ihnen das Blut zeigen?«

»Und ob.«

Sie gingen gemeinsam zum Lift. Suko schaute sich den Boden an. Obwohl der Hausmeister versucht hatte, die Flecken zu entfernen, war ihm dies nicht restlos gelungen.

»Was sagen Sie jetzt?«

Suko hatte nach oben geschaut und Blutreste an den Rändern des Ausstiegs entdeckt. »Das muss wohl von dort geflossen sein«, sagte er und deutete in die Höhe.

Der Hausmeister bekam große Augen. »Ja«, flüsterte er, »ja, das stimmt. Jetzt sehe ich es auch.«

Suko schob den Mann aus der Kabine. »Moment mal, ich will mir das genauer ansehen.« Er streckte sich und schaffte es, den Ausstieg zu öffnen. Das Blut klebte noch in den Fugen, aber über der Klappe entdeckte der Inspektor nichts. Nur den dunklen Fahrstuhlschacht.

Er schloss die Klappe wieder. Der Hausmeister hatte seine Scheu überwunden und mit Neugierde vertauscht. Er trat näher. »Was war denn? Haben Sie etwas gefunden?«

»Nein.«

Der Hausmeister leckte über seine Lippen, als wollte er die kleinen Schweißperlen kosten. Er hatte dünnes Haar, das sich etwas angenässt auf seinem Kopf ringelte. »Und das Blut? Haben Sie es gesehen? Nein,

natürlich nicht«, berichtigte er sich selbst, »nur hier auf dem Boden. Ich muss ja auch wissen, was vorgefallen ist. Die Leute fragen mich. So etwas spricht sich wahnsinnig schnell herum. Die Leute müssen ja Antworten erhalten.«

Suko räusperte sich. »Was sagte Mr. Sinclair dazu?«

»Er fuhr weg.«

Suko lächelte. Klar, John musste fahren. Er hatte seinen Treffpunkt auf dem Friedhof in Richmond.

Auch ihn hielt eigentlich nichts mehr in diesem Wohnhaus, doch das Blut wollte ihm einfach nicht aus dem Sinn. Es war auf den Boden getropft, es musste demnach eine Quelle oder einen Ursprung gehabt haben.

Der Hausmeister war zu ihm in die Kabine gekommen. »Ich sehe, dass Sie nachdenken, Mr. Suko. Man kann das von Ihrem Gesicht ablesen. Ich finde es auch schlimm, und ich habe keine Erklärung; verflucht. Oder hat hier jemand eine Leiche abtransportiert?«

»Das glaube ich nicht.«

Der Hausmeister kratzte über seine Stirn. »Wie dem auch sei, ich kann diese Kabine wohl stilllegen. Da steigt doch keiner mehr hinein, das können Sie mir glauben. Die Leute sind erschreckt. Und zu recht, wie ich meine.«

Für Sukos Geschmack redete der Mann zu viel, das entschuldigte er mit den für ihn unerklärlichen Vorgängen.

»Dann werde ich mal wieder…« Vor dem letzten Wort fiel die Tür zu.

Beide Männer starrten auf die silbergraue Oberfläche. Mehr konnten sie nicht tun.

Suko fing sich als Erster. »Haben Sie auf den Kontakt gedrückt, Mister?«

»Wie käme ich dazu?«

»Ich ebenfalls nicht.«

»Dann ist die Tür von allein zugefallen.«

Suko nickte. »Das kann sein, muss aber nicht.«

»Wie - wie meinen Sie das denn?«

Der Inspektor schaute sich in der Kabine um. Viel war nicht zu sehen, nur die nackten Wände. »Dafür habe ich auch keine direkte Erklärung. Es kommt mir vor, als wären hier andere Kräfte im Spiel.«

»O je, wie meinen Sie das?« Angst stahl sich auf das runde Gesicht des Mannes. Er fuhr mit der Zungenspitze über seine Lippen, bewegte zuckend die Augen und jammerte seinem Werkzeug nach, das er leider nicht bei sich trug, um die Tür zu öffnen.

»Klappt es von außen?«

»Ich weiß nicht, Sir. Wir sollten klopfen, finde ich. Da müssten die Leute aufmerksam werden.«

Suko schüttelte den Kopf, was den anderen irritierte. »Sie trauen mir

nicht?«
»Ihnen schon.«
»Ja, da haben Sie Recht, Mister, verdammt Recht sogar.« Suko räusperte sich. Er hatte zwar mit dem Hausmeister gesprochen, seine Gedanken aber bewegten sich in ganz andere Richtungen. Dass dieses plötzliche Schließen der Tür keine normale Ursache hatte, war ihm längst klar gewesen. Da steckte einfach mehr dahinter. Dieser Lift war zu einer Falle geworden, die wiederum von einem Dämon gelegt worden war, den Suko nicht kannte.
»Sagen Sie doch was!«
Die Antwort bekam der Hausmeister nicht von Suko, sie gab der Lift, durch den urplötzlich ein Zittern rann, bevor er sich in Bewegung setzte.
Keiner hatte einen Knopf gedrückt oder Kontakt ausgelöst, trotzdem schwebte die Kabine in die Höhe.
Langsamer als bei einer normalen Fahrt. Beide Männer standen dem Phänomen zunächst fassungslos gegenüber. Der Hausmeister schlug auf den Alarmknopf. Er fluchte dabei laut und jammerte zugleich, aber es passierte nichts. Kein Signal war zu hören. Beide Männer blieben in der Stille stehen und warteten ab.
»Es geht nach oben!«, flüsterte der Hausmeister. »Es geht nach oben, als würde uns jemand schieben…«
Suko nickte nur.
Dann stoppte der Lift.
Sukos Blick glitt über die Anzeigetafel mit den einzelnen Stockwerken. Da leuchtete nichts auf, keine Zahl flackerte. Seiner Ansicht nach befanden sie sich zwischen zwei Etagen.
Der Hausmeister ging hin und her. Mit dem Rücken fiel er gegen die Liftwand. Er blieb dort stehen und presste seine Handfläche gegen die Augen, als wollte er die Tatsachen nicht wahrhaben. »Das ist ein Knast, eine Zelle, ein Grab…«
Suko ließ ihn reden. Er dachte bereits einen oder zwei Schritte weiter. Grundlos war der Lift nicht in die Höhe gefahren. Er musste einer magischen Kraft gehorchen, auf die Menschen keinen Einfluss hatten. Er dachte an die Blutflecken auf dem Boden. Suko hatte herausfinden wollen, woher sie stammten. Jetzt würde er wahrscheinlich die entsprechende Chance bekommen.
Die Hand des Hausmeisters sank nach unten. Käsig sah der Mann aus. »Was sollen wir denn jetzt tun, Inspektor?«
»Sie nichts!«
Das beruhigte den Mann ungemein. Suko hörte sein Aufatmen. Er selbst gab keinen Kommentar, weil er seinen unfreiwilligen Partner nicht enttäuschen wollte.
Der hob den Kopf, schielte gegen die Decke. Ob er es freiwillig tat

oder nicht, konnte keiner von ihnen feststellen, jedenfalls schien er etwas gesehen oder gehört zu haben, was dem Inspektor entgangen war. Erst als Suko die Kopfbewegung merkte, schaute auch er in die Höhe und sah, dass sich unter der Decke etwas tat, und zwar dort, wo sich die Umrisse des Ausstiegs abzeichneten.

Da erschien eine Flüssigkeit… Dunkel war sie - wie Blut!

Suko gab keinen Kommentar ab. Er stand da, schielte hoch und beobachtete weiter.

Die Flüssigkeit hatte die richtige Dicke. Zäh tropfend breitete sie sich aus. Schon längst hatte sie den gesamten Umfang nachgezeichnet und erhielt genügend Nachschub, sodass sie nach unten fallen konnte.

Auch der Hausmeister stierte gegen das Viereck. Er drückte sich an die Wand, hatte seine Handflächen ebenfalls dagegen gelehnt und bewegte die Lippen, ohne zu sprechen. Er krümmte sich leicht, als würde sich eine Faust in seinen Magen bohren. Dann schielte er zu Suko hin, bevor er den Inspektor mit seiner rauen Stimme ansprach. »Das ist das Blut, nicht?«

Suko schwieg.

Der Mann wollte das nicht wahrhaben. »Verdammt noch mal, sagen Sie mir, ob es das Blut ist!«

»Ja, zum Henker, Sie haben Recht.«

»O verdammt, o verdammt!« Seine Stimme versickerte. Er musste einen erneuten Anlauf nehmen.

»Wir haben doch nachgeschaut. Da ist nichts gewesen, der Schacht war leer.«

»Stimmt.«

»Warum jetzt…?«

»Ich weiß es nicht, zum Teufel! Da können Sie sich auf den Kopf stellen. Ich habe keine Erklärung.«

»Aber Sie sind doch ein Bulle…«

»Na und?«

»Die wissen doch immer alles.« Jetzt wurde der Mann unsachlich. Suko schrieb dies seiner Angst zu.

Das Blut an den Rändern erhielt tatsächlich Nachschub, sodass es nach unten fallen konnte. Wie an Fäden hängende Kugeln schwebten die kleinen Tropfen bereits herab.

Die ersten fielen…

Langsam, beinahe zeitlupenhaft kam es den Männern vor. Jeder Tropfen erreichte den Boden und verteile sich dort zu einem spiegeleiähnlichen Muster. Beide Männer drückten sich zur Seite, um nicht getroffen zu werden.

Sie konnten den Tropfen dennoch nicht entgehen. Zumindest an der Kleidung wurden sie erwischt.

Auf dem Kittel des Hausmeisters sahen die Tropfen bald aus wie

Rostflecken.

Er ekelte sich davor. Suko riet ihm, sich zusammenzureißen. Davon wollte er nichts wissen. »Hören Sie, Inspektor, sollte ich hier lebend wieder rauskommen, werde ich kündigen.«

»Tun sie das!«

Suko beschäftigte sich längst mit dem Gedanken, die Klappe zu öffnen. Er musste einfach wissen, was sich in dem Fahrstuhlschacht tat. Zudem hatte er etwas gehört, das ihm überhaupt nicht gefiel.

Ein schleifendes und auch kratzendes Geräusch, direkt über ihnen.

Da war jemand!

Das Nervenkostüm des Hausmeisters war dünn und brüchig. »Wir haben keine Chance«, erklärte er.

»Verdammt noch mal, wir haben keine Chance. Auch wenn es möglich gewesen wäre, es hätte niemand diesen Aufzug geholt. Man traut sich einfach nicht hinein.«

Da widersprach der Inspektor nicht. Sie selbst konnten nichts unternehmen, weil sie einfach festhingen. Die Kabine unterlag anderen Gesetzen. Fremde Kräfte steuerten sie.

Der Hausmeister hatte sich in einen Winkel gedrückt. Dort lief er nicht in Gefahr, von jedem dritten Tropfen erwischt zu werden. Einer war ihm auf die Stirn gefallen und an ihr entlang seitlich über die Braue hinweg nach unten gelaufen, wobei die schmale Spur beinahe noch den Mundwinkel berührt hätte.

»Ich werde die Klappe öffnen!«, erklärte Suko.

Der Mann zuckte zusammen. »Was wollen Sie tun? Das Ding da oben einfach aufmachen?«

»Natürlich.«

»Und dann?«

»Werden wir sehen, was passiert!«

Der Mann lachte grell. »Wir werden sehen, was passiert!«, wiederholte er schreiend. »Verdammt, ich weiß es schon. Ein Blutschwall wie ein Wasserfall wird sich über uns ergießen und uns keine Chance lassen. Haben Sie gehört? Wie ein Wasserfall wird er kommen. 0 Scheiße, auf was habe ich mich da nur eingelassen!«

Dem Inspektor ging der Mann auf die Nerven. Er konnte ihn auch nicht wegschicken. Auch er fühlte sich nicht eben wohl. Die Kabine kam ihm immer enger vor. Möglicherweise lag es auch an dem Geruch, der die Atemluft immer stärker schwängerte.

Er stellte sich jetzt direkt unter die Klappe, die fallenden Tropfen beobachtend. Suko wollte nicht, dass sie ihn ständig trafen. Deshalb suchte er nach dem besten Winkel und Stand, um möglichst vielen ausweichen zu können.

Seine Arme reichten bis zur Decke und auch bis an den Hebel heran, der die Klappe hielt.

Als er ihn berührte, vernahm er gleichzeitig wieder das scharfe Kratzen, das sich sogar durch das Metall fortsetzte und seine Fingerspitzen vibrieren ließ.

Er zog den Hebel herum!

»Jetzt!«, schrie der Hausmeister, duckte sich, als erwartete er den großen Blutschwall.

Niemand goss ihn über ihn oder Suko aus. Die Klappe gab den normalen Schacht frei, und nur an den Rändern war es nach unten getropft. Sie konnten hochschauen in den schwarzen Tunnel, wo die Kabel hingen, die Führungsschienen an den Wänden befestigt waren und sich im Dunkeln verliefen.

Es war nichts zu sehen…

Auch der Hausmeister beruhigte sich wieder. »Verdammt, Inspektor, verdammt. Sagen Sie was!«

»Noch nicht.«

»Begreifen Sie das denn?«

»Noch nicht.«

»Ah, wie schön. Ein Bulle ist auch nicht schlauer als ein normaler Mensch. Ich könnte tanzen.«

»Lassen Sie das lieber sein!«, riet Suko ihm, denn er hatte in der Dunkelheit des Schachts eine Bewegung gesehen. Irgendetwas raste plötzlich nach unten.

Es war schnell, sehr schnell, fast wie ein in die Tiefe geschleuderter Stein, und es füllte den Schacht völlig aus.

Zackig, dunkelrot, eine breite, eckig wirkende Fratze mit zwei Hörnern auf der Stirn. Das Gesicht eines Dämons, einfach widerlich und hässlich.

Er hing zwischen den Wänden, als hätte man ihn dort hineingepfropft, und er öffnete sein Maul so weit, dass es fast auseinander riss.

Zähne waren zu sehen. Sie blinkten schneeweiß. Sie würden, wenn sie die Chance hatten, den Körper eines Ochsen auseinander reißen.

Innerhalb der Fratze zeichneten sich die Augen ab. Weiße Flecken, scharf konturiert.

Zwei Angstmacher…

Suko wusste nicht, wen er vor sich hatte. Er kannte zahlreiche Dämonen, ein derartiges Monstrum allerdings hatte er noch nie in seinem Leben gesehen.

Es wirkte wie der übergroße Schädel einer Fledermaus. Seine Farbe sah aus wie gestocktes Blut.

Auch der Hausmeister hatte seine Sprachlosigkeit endlich überwunden. »Und jetzt?«, fragte er schrill.

»Ich werde in den Schacht klettern«, sagte Suko.

Da blieb dem Hausmeister die Luft weg!

***

In diesem schrecklichen Augenblick dachte ich an den Totenschädel, den ich auf das Grab stellen sollte, der allerdings noch in der Tasche steckte, die ich zwar mitgenommen, aber im Haus vergessen hatte. Ich wusste selbst nicht, weshalb mir gerade jetzt der Gedanke kam. Vielleicht hätte ich ihn in dem Blut versenken sollen oder was auch immer das Grab ausfüllte.

Es fiel mir schwer, den Blick abzuwenden. Über das Grab hinweg schaute ich Cynthia an.

Sie wich meinem Blick nicht aus, nickte sogar und sah so aus, als wollte sie lächeln.

»Kannst du es mir erklären?«, fragte ich.

Sie hob die Schultern.

»Kannst du es nicht, oder willst du es nicht, zum Teufel? Los, Cynthia, rede!«

»Wir müssen es hinnehmen.«

»Tut mir leid, ich nicht.« Mein Zeigefinger stach schräg in die Tiefe gegen die viereckige Öffnung.

»Ist das Blut oder ist es kein Blut? Das will ich wissen.«

»So genau kann ich es nicht sagen. Ich würde meinen, dass es sich um ein bestimmtes handelt.«

»Okay, um welches?«

»Dämonenblut!«

Ich sagte nichts, hob nur die Augenbrauen an und räusperte mir die Kehle frei. »Dämonenblut«, murmelte ich. »Was hast du mit Dämonenblut zu tun? Bist du eine Dämonin?«

»Nein.«

»Wieso füllt Dämonenblut das Grab zur Hälfte auf? Verdammt noch mal, ich will eine Erklärung.«

Sie hob die Arme und schlug die Hände gegen ihr Gesicht. Die nächsten Worte klangen dumpf. »Es - es tut mir leid, John. Mir ist alles über den Kopf gewachsen, wirklich…«

»Das ist keine Entschuldigung. Wessen Blut ist es?«

»Es gehört ihm!«

»Wem?«

Sie starrte mich an, öffnete den Mund, schrie und rannte wie von Furien gehetzt davon. Ich überlegte, ob ich ihr folgen sollte, entschied mich dagegen, weil ich das Gefühl hatte, hier am Grab und auf dem Friedhof eher gebraucht zu werden.

Das Gewitter näherte sich. Sein Grollen hörte sich an wie Paukenschläge. Blanke Schwerter zuckten durch die Luft und hinterließen Zickzackwege.

Die Luft drückte noch mehr. An Schwüle war sie kaum zu überbieten. Hinzu kamen die Nebelschwaden. Vom Wasser her trieben die

feuchten, dünnen Tücher heran und verteilten sich als blasse Wolken in der unmittelbaren Umgebung.

Um besser sehen zu können, leuchtete ich mit meiner kleinen Lampe gegen die Oberfläche.

Der scharfe Lichtkegel wirkte innerhalb der Dunstschwaden wie ein Stück heller Schwamm. Er tanzte auf der Oberfläche und berührte auch einige Blasen, die eine Formation gebildet hatten, bevor sie zerplatzten.

Cynthia hatte mich allein gelassen, auch Osgood war verschwunden. Mir kam es vor wie ein Komplott, und ich wurde misstrauisch, vor allen Dingen was den Mann anging.

Von Beginn an hatte ich ihm nicht getraut, jetzt erst recht nicht. Ich drehte mich um und schaute hinüber zur Leichenhalle, an die sein Wohnhaus als Anbau angeschlossen war.

Dort war es dunkel.

Kein Lichtfleck schimmerte hinter den Fensterscheiben. Wenn sich Osgood dort aufhielt, dann hatte er sich in der Dunkelheit seines Hauses versteckt.

Dass ich auf der Stelle trat, war mir klar. Dies sollte sich ändern, ich wollte endlich einen Erfolg erringen und hoffte natürlich auch auf Suko, der eigentlich schon hätte eingetroffen sein müssen.

Einen letzten Blick gönnte ich dem offenen Grab. Es tat sich nichts mehr.

Das Dämonenblut lag dort wie eine erstarrte Masse. Jetzt bewegte sich auch nichts mehr auf der Oberfläche, die letzten Blasen waren zerplatzt. Nur noch die Schwaden trieben über die Oberfläche.

Ich ging davon aus, dass sich hier am Grab nicht mehr viel tun würde. Aber ich wollte Antworten, und die sollte mir Osgood geben. Meiner Ansicht nach hatte er den Friedhof nicht verlassen. Bestimmt würde ich ihn in seinem Haus finden, wo er vielleicht im Dunkeln hockte und sich nicht vom Fleck rührte.

Der Friedhof war in der Dunkelheit zu einem unheimlichen Flecken Erde geworden. Schatten umgaben mich. Mal heller, dann wieder dunkler. Der Wind hatte sich völlig zurückgezogen. In der Ferne grummelte das Gewitter, als traute es sich nicht, näher zu kommen.

Ich allerdings näherte mich dem Haus des Totengräbers. Als schwarzer Umriss ragte es vor mir in die Höhe. Unterschiedlich hoch, am Anbau niedriger.

Er war keine bauliche Meisterleistung. Auf mich wirkte er, als hätte man ihn kurzerhand an das andere Mauerwerk geklatscht.

Die Scheiben innerhalb des Mauerwerks schimmerten wie stumpfe, viereckige Glotzaugen. Der Totengräber hatte auch keine Kerzen angezündet, er hockte tatsächlich im Dunkeln.

Ich stand vor der Tür. Betäubend drang der Blütengeruch an meine

Nase. Dann schellte ich.

Natürlich rührte sich nichts. Wenn Osgood da war, dachte er nicht im Traum daran, mir zu öffnen.

Ich zog mich wieder zurück und suchte nach einem Einstieg. Die Fenster waren geschlossen, die Tür ebenfalls. Aufbrechen wollte ich nichts, aber es gab noch einen anderen Weg, um in Osgoods Haus zu gelangen. Den durch die Leichenhalle.

Im Schatten des Gebäudes hielt ich mich. Der offizielle Eingang bestand aus einer Doppeltür. Zwei breite Steinstufen führten in die Höhe. Ein christliches Symbol entdeckte ich nirgendwo.

Hatte Osgood die Tür ebenfalls verschlossen? Damit rechnen musste ich und war um so überraschter, als es mir gelang, sie aufzuziehen. Warum er sie nicht abgeschlossen hatte, war mir unklar.

Möglicherweise wollte er Cynthia die Chance zur Flucht nicht verbauen.

Der gleiche Geruch nach Abschied und Vergänglichkeit wie bei meinem ersten Besuch empfing mich. Aus Tontöpfen wuchsen schmale Rhododendrensträucher hervor. Manche ihrer Blätter blinkten, als wären sie lackiert worden.

Da ich mir den Weg schon vorher eingeprägt hatte, war er leicht für mich zu finden.

Einem Impuls folgend blieb ich an der Tür der Leichenhalle stehen. Ich war nicht mehr als ein schmaler Schatten im dunklen Grau der Leichenhalle.

Ich wollte noch einmal einen Blick auf die Tote werfen. Am Grab hatte ich sie gesehen, hier hatte sie gelegen, es konnte sein, dass sie diesen Platz wieder eingenommen hatte.

Als ich die Tür aufschob, gab sie ein quietschendes Geräusch von sich, was mich ärgerte. In der Stille klang es doppelt laut. Wer immer in der Nähe lauerte, musste es einfach hören.

Sichtbar jedenfalls wartete keiner auf mich. Ich wurde auch nicht aus der Dunkelheit heraus attackiert. Unangefochten konnte ich die Leichenhalle betreten.

Der Tisch mit der Toten zeichnete sich sichtbar ab. Für mich war er so etwas wie ein Zentrum.

Das normale Licht ließ ich ausgeschaltet und zog meine Bleistiftleuchte hervor.

Der Strahl schnitt messerscharf in die Finsternis, bohrte einen hellen Tunnel in die Dunkelheit und traf den Tisch, auf dem Cynthia eigentlich hätte liegen müssen.

Sie lag nicht mehr dort!

Verständlich, dass mir zahlreiche Gedanken durch den Kopf schossen. War sie gegangen, um mich am Grab zu überraschen, oder hatte sie jemand weggeschafft?

Möglich war beides. Jedenfalls geriet ich ins Grübeln und ließ noch einmal vor meinem geistigen Auge ablaufen, wie es gewesen war, als ich diese Leichenhalle zum ersten Mal betreten und mir die Tote angesehen hatte. Irgendetwas störte mich nämlich.

Ich verglich diese Cynthia am Grab mit der, die ich hier erlebt hatte.

Da war etwas, über das ich stolperte. Irgendetwas passte nicht in das Bild.

Aber was, zum Henker?

Ich räusperte mich, dachte scharf nach, spürte hinter der Stirn das Pochen - und wusste plötzlich Bescheid. Der berühmte Blitzstrahl hatte mich getroffen und mir das Wissen gebracht.

Der Dolch!

Ja, genau er war das Problem gewesen. Cynthia Manson hatte ihn hier auf dem Tisch liegend nicht bei sich gehabt, ihre Hände waren leer gewesen, aber am Grab hatte sie den Dolch gehabt. Deutlich erinnerte ich mich an die blutige Klinge.

Wieso?

Die Gedanken hinter meiner Stirn rasten. Ich stand dicht vor der Lösung, nur schaffte ich es nicht, die Schwelle zu überschreiten. Dabei reichte ein einziger Schritt aus.

Meine Überlegungen rissen ab, als ich hinter mir Geräusche vernahm. Sie drangen durch die offen stehende Tür der Leichenhalle und bewegten sich noch im Flur.

Ich huschte zurück, um in den toten Winkel zu gelangen. Wenn eine Person den Raum betrat, wollte ich von ihr nicht sofort entdeckt werden. Die Schritte näherten sich der Tür. Ich horchte genau hin und fand heraus, dass sie nicht einer männlichen Person gehörten. Osgood wäre sicherlich schwerer gegangen.

Es blieb Cynthia Manson!

Wenn sie tatsächlich kam, würde ich sie nicht so einfach wieder laufen lassen. Jetzt wollte ich eine Erklärung haben und wenn ich sie mir mit nicht ganz legitimen Mitteln holte, Der Umriss erschien auf der Schwelle. Für einen Moment blieb er dort stehen, zögernd, als würde er sich nicht trauen, die Schwelle zu überschreiten.

Ich rührte mich nicht.

Die Person kam noch nicht, aber sie wusste, dass ich mich innerhalb des Raumes aufhielt.

»John…?«

Sie sprach meinen Namen aus wie einen Hauch, der in diesen makabren Raum hineinwehte.

»Ich bin hier, Cynthia…«

»Kann ich kommen?«

»Sicher. Du wolltest doch zu mir, oder etwa nicht?«

Der Schatten veränderte sich, als sie nickte. »Ja, ich wollte zu dir.«

»Dann bitte. Ich hindere dich nicht.«

Sie kam. Ich ging einen kleinen Schritt nach links, weil ich von dort besser sehen konnte. Geheimnisvoll sah es aus, wie sie sich in den kühlen Raum schob.

Ich wartete auf sie, ließ meinen Blick nicht von ihrer Gestalt und konzentrierte ihn besonders auf den rechten Arm und damit auf die Hand. Aus ihr stach etwas hervor. Oben breiter als unten, wo der Gegenstand spitz zulief.

Das war der Dolch!

Es war komisch. Ich fühlte mich irgendwie erleichtert und wusste nicht einmal den Grund. Ich glaubte nicht mehr an eine Gefahr, die von dieser Person ausging, obwohl sie mit der rechten Hand den Dolchgriff festhielt.

»Ich bin hier…«

Cynthia blieb stehen. Sie lauschte dem Klang der Stimme nach, dann drehte sie sich nach links.

Ihr Gesicht war nicht mehr als ein blasser Umriss. Ein Mond in der schwammigen Finsternis.

Ich nickte ihr zu und hoffte, dass sie diese Bewegung bemerkte. »Ich freue mich, dass du den Weg zurückgefunden hast. Willst du dich nicht wieder hinlegen?«, fragte ich nach und gab meiner Stimme einen lauernden Klang, weil ich etwas Bestimmtes herausfinden wollte.

»Wohin legen?«

»Auf diesen Tisch. Dort habe ich dich schon einmal gesehen, Cynthia. Er ist doch dein Platz.«

»Ach ja?«

»Das meine ich, ja.«

Sie gab einen Laut von sich, der durchaus ein Lachen sein konnte. »Ich weiß nicht, ob du dich da auf dem rechten Weg befindest, John. Das weiß ich wirklich nicht.«

»Ich habe dich gesehen, Cynthia.«

Sie ließ sich Zeit mit der Antwort. Dann vernahm ich ihr leises Lachen.

Schließlich kam sie auf mich zu. »Was soll das, John? Warum nennst du mich Cynthia?«

»Heißt du nicht so?«

»Nein, bestimmt nicht.«

Allmählich sah ich klarer. Der Klumpen saß in meiner Kehle fest. »Okay, du bist nicht Cynthia.«

»Stimmt. Ich heiße Violetta. Cynthia ist meine Schwester oder war meine Schwester…«

***

Ich pfiff durch die Zähne. Ich erstarrte auch nicht zu Stein, sondern

blieb locker stehen und gab dabei eine flüsternde Antwort. »Ich hatte es mir in den letzten Minuten gedacht.«

»Wie ist dir der Verdacht gekommen?«

»Durch den Dolch. Es gibt ihn nur einmal. Um die Täuschung perfekt zu machen, hättet ihr ihn zweimal nehmen sollen.«

»Das stimmt«, erwiderte sie nachdenklich, war aber noch nicht fertig, denn sie sagte etwas, das ich noch nicht begriff. »Vielleicht wollten wir oder wollte ich nicht täuschen.«

»Tatsächlich?«

»So ist es, John, so ist es wirklich. Vielleicht wollte ich nicht täuschen!«

»Was dann?«

»Inszenieren.«

»Gut, Violetta, sehr gut. Du hast also inszeniert wie eine Regisseurin. Du hast mich als einen deiner Schauspieler eingesetzt, an der langen Leine gehalten und mich agieren lassen. War dem so?«

»Da kann ich nicht widersprechen.«

»Bleiben wir beim Schauspiel. Jedes hat mindestens drei Akte. Der erste ist vorbei. Der zweite läuft oder haben wir bereits das Bühnenbild zum dritten Akt erreicht?«

»Nein, wir sind noch im zweiten.«

»Wo es die Aufklärung geben sollte.«

»Die ist im Schauspiel eigentlich für den dritten Akt vorgesehen.«

»Aber nicht jetzt.«

Sie nickte. »Du hast Recht, John, wir wollen die Erklärung aus dem dritten Akt vorziehen. Den ersten kennst du. Du hast das Haus erreicht, in das ich dich lockte.«

»Wo ich Cynthia fand.«

»Diesmal hast du Recht. Cynthia hat dich erwartet. Ich musste es so inszenieren, um dich aufmerksam zu machen, denn nur du kannst es schaffen, den Fluch zu löschen.«

»Weiter.«

»Cynthia brachte sich um, obwohl sie schon tot war, aber darauf komme ich gleich zurück. Um dein Interesse weiterhin an diesem Fall zu halten, holte ich meine Schwester weg. Ich hatte freie Bahn, denn du hast dich im Keller aufgehalten.«

»Stimmt. Du hast mich dann weiterhin an der Leine gehalten und mich auf diesen alten Friedhof gelockt. Mal abgesehen von dem mit Blut gefüllten Grab, ich fand Cynthia, hatte aber zuvor in meinem Haus eine verdammt unangenehme Begegnung mit einem Dämon…«

»Später, John.«

»Dann erkläre der Reihe nach.«

Sie ging weiter und blieb dort stehen, wo sich der Leichentisch befand. Mit den Händen stützte sie sich auf dessen Rand ab und

drehte sich mir zu. »Ich möchte jetzt gern auf mein Verhältnis zu Cynthia kommen.«

»Darauf warte ich.«

»Du hast ihr Blut untersuchen lassen und festgestellt, dass es altes Blut ist.«

»Haben wir uns geirrt?«

»Nein, das Blut ist alt. Weit über einhundert Jahre alt, das stimmt. Meines nicht.«

»Ich habe es mir fast gedacht. Du bist kein Dämon, du bist kein Zombie, du hättest das Kreuz anfassen können…«

»Sicher.«

»Aber - und jetzt kommt der springende Punkt - du siehst so aus wie deine Schwester. Die Frage liegt auf der Hand. Seid ihr Zwillinge, du und Cynthia?«

Violetta nickte und wollte gleichzeitig den Kopf schütteln, was ihr natürlich nicht gelang. »Wir können es im normalen biologischen Sinne nicht sein, weil mehr als hundert Jahre zwischen unseren Geburten liegen. Das leuchtet doch ein, oder?«

»Natürlich. Aber ich habe einen Verdacht oder eine Vermutung. Ist es nun im magischen Sinne so gewesen, oder entspringt dieses Aussehen einer Laune der Natur?«

»Nein, keiner Laune, man hat nachgeholfen. Diese Frau namens Cynthia war eine Person, die mit Mächten im Bunde stand, über die wir uns keine Vorstellungen machen können!«

»Sie diente dem Teufel!«

Violetta bewegte den Kopf. »So deutlich würde ich es nicht formulieren. Ich habe mich mit der Ahnenforschung beschäftigt. Das klappte, weil Aufzeichnungen vorhanden waren. Ich fand ein altes Papier, in dem geschrieben stand, dass Cynthia zurückkehren würde, weil jemand erscheint, der ebenso aussieht wie sie.«

»Okay, Sie hatten das Pech.«

»Nein, John, kein Pech. Es ist Glück, denn so kann ich dabei mithelfen, diesen Fluch zu löschen, weil ich einen Namen in diesem alten Papier gelesen habe, der mir Furcht einjagte. Ein Name, den auch du kennen musst, John: Baphomets!«

Jetzt schrak ich zusammen, denn dieser Name sagte mir tatsächlich einiges. Baphomets, neben Beelzebub und Asmodis ein Teil aus der Dreiergruppe des Bösen, war Anführer derjenigen Templer, die den Weg der Dunkelheit gewählt hatte. In sehr frühen Zeiten schon war der Dämon mit den Karfunkelaugen schon verehrt worden. Im Mittelalter dann hatten sich die Templer ihm zugewandt, um ihre Machtpositionen auf anderen Wegen behaupten zu können. Bisher hatte ich nur davon gehört, dass männliche Personen diesem Dämon dienten. Um so überraschter war ich, von einer Frau zu hören, die sich

ihm angeschlossen hatte.

Violetta merkte, was in mir vorging. Ich vernahm ihr leises Lachen, das nicht einmal überheblich klang, sondern irgendwie bestätigend. »Damit hast du nicht gerechnet, John.«

»Nein, das ist wirklich eine Überraschung.«

»In der Tat, Cynthia diente Baphomets. Sie hat sich mit ihm identifiziert, sie war ihm hörig, und er zeigte sich großzügig.«

»Indem er sie nicht sterben ließ.«

»Richtig, und er sorgte ebenfalls dafür, dass sie sich von der übrigen Familie abkapselte und keinen Nachwuchs zeugen würde, bis sich eine düstere Prophezeiung seinerseits erfüllte und jemand erschien, der ihr bis aufs Haar glich.«

»Und das bist du.«

»Ja. Ich wurde geboren, wuchs heran und begann mich mit gewissen Dingen zu beschäftigen, weil es ein innerer Trieb war, der wie ein Motor arbeitete. Er wies mir den Weg, ich wusste, dass es ein unheimliches Geheimnis in der Vergangenheit gab, das geklärt werden musste.«

»Ist es jetzt geklärt?«

Sie breitete die Arme aus wie ein großer Tenor, der nach einer Bravourarie sein Publikum umfangen will, das ihm zujubelt. »Wir befinden uns erst im zweiten Akt, John. Der Vorhang zum dritten, zum letzten muss sich noch heben.«

»Dann zieh ihn hoch!«

»Das ist nicht so einfach, denn es existiert nach wie vor ein Problem.«

»Nicht nur Cynthia.«

»So ist es. Du hast es bereits angesprochen, ich verwies dich dabei auf später.«

»Der Dämon, das Blut und auch der Schädel, den ich mitnehmen sollte. Stimmt's?«

»Ja.«

»Womit möchtest du beginnen?«

»Mit dem Ersten, dem Dämon, den du im Fahrstuhlschacht gesehen hast. Er ist wichtig.«

»Für Cynthia?«

»Ja, denn er wurde ihr damals an die Seite gestellt. Ich las in dem alten Schreiben, dass man ihn als ein Stück Baphometss bezeichnete. Kannst du dir das vorstellen?«

»Schlecht.«

»Ich auch nicht, aber es muss so gewesen sein. Dieser Dämon ist nicht Baphomets, aber er gehört zu ihm.«

»Das ist mir zu wenig. Weißt du mehr?«

»Ich habe mich erkundigt und glaube, dass er tatsächlich ein Teil Baphometss gewesen sein muss. Er ist aus seinem Blut entstanden.

Man hat ihn daraus geformt, wenn du verstehst. Aus dem Blut des Dämons wurde er gemacht und erhielt die Form eines Vampirs oder Drachen. Er ist ein lebendes Stück Blut.« Sie hob den Finger. »Kein Menschen-, aber Dämonenblut. Ein Stück magisches Leben Baphometss, das dafür sorgte, Cynthia bestehen zu lassen. Er hat sie gewissermaßen beschützt. Er hat sie umhüllt und leben lassen. Wenn ihr Gefahr droht, greift er ein. Das wusste ich, und ich habe lange überlegt, bevor ich begriff, dass ich einfach zu schwach für ihn bin. Deshalb suchte ich auf diesem ungewöhnlichen Weg deine Hilfe. Durch mein Aussehen wäre ich sowieso mit Cynthia zusammengetroffen. Sie sollte durch mich wieder richtig in das Leben hineintreten und die Thesen Baphometss verteidigen und in diese moderne Welt hineintragen.«

»Steckt noch jemand dahinter?«, wollte ich wissen.

»Was meinst du?«

»Es gibt auch in der heutigen Zeit eine Gruppe, die dem Dämon Baphomets dient: die Templer. Hast du auch mit ihnen Kontakt gehabt?«

»Ich nie, nur meine ungewöhnliche Schwester muss zu ihnen gehört haben…« Ihre Stimme verstummte. Sie wusste nicht mehr, was sie noch sagen sollte.

»Jetzt haben wir den Dämon, jetzt haben wir sein Blut, das sich außerdem in dem Grab befindet, in dem Cynthia beerdigt werden sollte. Warum wollte man sie dort hineinlegen?«

»Es ist ein simpler Grund, schon lächerlich. Man wollte ihr einen Ort geben, an dem sie sicher war und von dem aus sie agieren konnte. Das ist alles.«

Ich schüttelte den Kopf. »Da komme ich nicht mit. Wie kann eine Person, wer auch immer, aus einem verschlossenen Grab heraus agieren? Kannst du mir das sagen?«

»Nein, John, nicht direkt. Aber ich frage dich, ob ein Grab unbedingt verschlossen bleiben muss.«

»Aha…«

»Was heißt das?«

Ich folgerte sehr rasch. »Könnte es möglicherweise sein, dass deine Schwester einen Helfer hat, der auf ihrer Seite steht? Ich meine jetzt einen außerhalb des Schutzdämons.«

»Da liegst du wohl richtig.«

»Der Name lautet Osgood?«

»So denke ich auch.«

Ich war zufrieden, denn nun passte auch die Gestalt des Osgood in mein Puzzle. Er war mir vom ersten Ansehen her suspekt gewesen, und ich durfte ihn auf keinen Fall unterschätzen, wenn er voll und ganz auf der Seite des Bösen stand.

»Jetzt bleibt noch ein Rätsel offen, Violetta, und zwar der Totenschädel.«
»Das ist richtig.«
»Wie passt er in dieses Puzzle?«
»Ich weiß es nicht genau, John. Mir ist nur bekannt, dass er sehr alt sein soll und Kräfte besitzt, die über normale hinausgehen. Du hast ihn auf das Grab stellen sollen, so las ich es auch. Ich kann mir noch vorstellen, dass der Schädel meiner Schwester den Weg frei halten sollte. Er sorgte möglicherweise dafür, dass sich das Grab nicht schloss. Das jedenfalls ist meine Version.«
»Mehr weißt du nicht von ihm?«
»Nein, er ist die einzige unbekannte Größe in dieser Rechnung. Ich bin froh, dass du ihn mitgebracht hast.« Sie lächelte, dann hob sie den Dolch. »Auch er ist sehr wertvoll gewesen, denn er hat dir bewiesen, dass Tote nicht mehr sterben können, wenn sie unter einem magischen Schutz stehen.«
Das hätte ich so zwar nicht unterschrieben, ließ sie- allerdings in ihrem Glauben und widersprach ihr nicht.
»Hast du schon einen Plan gefasst, wie es weitergehen soll? Denn jetzt bist du informiert.«
»Natürlich. Ich werde den Totenschädel holen und mit ihm zusammen zum Grab zurückkehren. Wir müssen auch damit rechnen, von Baphometss Blutdämon angegriffen zu werden. Ich weiß, dass ich dir nicht verbieten kann, diesen alten Friedhof zu betreten, aber es ist besser, wenn du mich allein lässt.«
Violetta Manson schüttelte den Kopf. »Du hast Recht, John, vertreiben lasse ich mich nicht. Der Regisseur eines Stückes bleibt bei der Premiere bis zum Schluss. Hast du das vergessen?«
»Nein, bestimmt nicht.«
»Möglicherweise kann ich dich unterstützen. Ich werde auch versuchen, gegen meine Schwester oder Ahnherrin anzugehen. Du musst mir glauben, da setze ich alles ein, was ich habe.«
»Das nehme ich dir sogar ab.« Ich deutete in die Runde. »Hier haben wir wohl nichts mehr zu tun, denn ich kann mir kaum vorstellen, dass Cynthia zurückkehren wird.«
»Da hast du Recht.«
Violetta ging an mir vorbei. Ich leuchtete sie nicht an, aber ich erkannte, dass sie sich in nichts von ihrer Schwester unterschied, obwohl diese langen Jahre dazwischen lagen. Da hatte es die Natur geschafft, grausam zu manipulieren.
Erst auf dem Gang atmete sie durch und fasste nach meiner Hand. Die ihrer Schwester war eiskalt gewesen, ihre nicht. »Ich bin froh, dass ich es hinter mir habe, John. Dass alles so gelaufen ist, wie ich es mir vorgestellt habe. Das glaube mir bitte.«

Ich wiegte den Kopf. »Na ja, es war schon ein wenig umständlich, weißt du.«

»Ich musste auch vorsichtig sein, denn ich hatte einfach den Eindruck, als würde ich von Cynthia kontrolliert. Ich sah sie nicht, doch ich spürte ihre Nähe. Sie war da. Ich merkte es wie ein geheimnisvolles Streicheln, das über meine Haut glitt. Immer wieder hatte ich ungewöhnliche Gefühle, die mich durchrieselten. Es war einfach das Wissen, gepaart mit der bedrückenden Angst.«

Widersprechen konnte ich nicht. Zudem glaubte ich an die Worte meines Schützlings. Allerdings hätte ich nie damit gerechnet, dass sich der Fall dermaßen entwickeln würde. Und irgendwo hatte man mich auch an der Nase herumgeführt.

Unser neues Ziel war die Wohnung des Totengräbers Osgood. Über seine Rolle wusste ich noch nicht genug Bescheid, er war mir doch noch suspekt. Selbst Violetta konnte ihn nicht richtig einschätzen. Sie hielt ihn für einen Hüter, der auf der Seite der Mächtigen stand.

»Als du am Grab flüchtetest, verschwand auch er. Auf einmal war er nicht mehr da. Und weshalb bist du gegangen?«

»Wegen Osgood.«

»Ist er denn so gefährlich?«

»Ich muss es annehmen.«

»Sein Haus ist verschlossen. Um hineinzukommen, müssten wir eine Tür oder ein Fenster aufbrechen.«

Da blieb sie stehen und lächelte. Irgendwo in ihrem weißen Kleid befand sich ein schmaler Schlitz, in den sie soeben noch ihre Hand hineinschieben konnte. Zwischen den Fingern hielt sie einen flachen Türschlüssel.

»Gestohlen?«, fragte ich.

»Nicht direkt. Er hing an einem Haken nahe der Garderobe. Komm jetzt mit.«

Wir mussten von außen her an den Anbau heran. Ich war sehr vorsichtig. Dick wie Watte lag die Dunkelheit. Vom nahen botanischen Garten her drang das Schreien der exotischen Vögel durch die schwüle, drückende, tropenartige Luft.

Noch tobte sich das Gewitter im Westen aus. Es war fraglich, ob es überhaupt seinen Weg zu uns finden würde.

Vor der Haustür stoppten wir. Violetta machte sich am Schloss zu schaffen. Ich drehte ihr den Rücken zu und schaute in die Dunkelheit mit all ihren Pflanzen und Sträuchern, deren obere Konturen sich wie schmale Wellenkämme abzeichneten.

»Okay, John, wir können.«

Das leise Schnacken hatte auch ich nicht überhört. Lautlos drückte Violetta die Tür nach innen. Wir schlüpften hinein in die bedrückende Stille der Wohnung.

In der Nähe tickte leise eine Uhr, ansonsten hörten wir kein Geräusch. In dieser Wohnung hielt sich außer uns niemand mehr auf, da war ich mir sicher.

Den Weg in den Wohnraum kannte ich, schob Violetta zur Seite, blieb im Wohnzimmer stehen.

Meine Tasche hatte ich an der Wand abgestellt. Dort stand sie noch immer, ein dunkler Klumpen, wie unberührt. Hoffentlich war dem auch so. Violetta blieb zurück, als ich auf die Segeltuchtasche zuging, sie aufklappte, hineinfasste und ins Leere griff. Das Blut schoss mir in den Kopf. Hastig tastete ich den Boden der Tasche ab.

Kein Totenschädel geriet mir zwischen die Finger. Der Behälter war leer.

Violetta Manson erkannte es bereits an meinen müde wirkenden Bewegungen, dass ich erfolglos gewesen war. Sie stellte auch keine Frage und meinte nur: »Dann war er schneller.«

»Richtig.«

Sie schaute gegen das Fenster und meinte: »Jetzt wird es gefährlich, John.«

»Weshalb?«

»Weil ich einfach davon ausgehen muss. Der Schädel hält dieses Gebiet, das Grab eingeschlossen, für Cynthia offen. Ein Weg des Baphomets-Dämons. So und nicht anders sehe ich das.«

»Das mag alles sein, aber es hält uns nicht davon ab, nach ihm zu suchen.«

»Stimmt.«

»Hier im Haus wird er nicht sein. Ich glaube, dass wir auf den Friedhof müssen.«

Sie nickte und zog fröstelnd die Schultern hoch. »Ich glaube fest daran, dass ich gegen meine Ahnherrin kämpfen muss. Es muss so vorherbestimmt sein.«

Ich legte ihr einen Arm um die Schultern. »Bitte keine Panik, Violetta.« Mit der rechten Hand strich ich durch ihr Haar. »Es ist noch nicht aller Tage Abend.«

Sie drehte sich von mir weg. »Aber diese Frau ist stark. Sie steht mit einem mächtigen Dämon im Bunde. Das ist ein Stück Hölle, wenn du verstehst.«

»Ich kenne Baphomets.«

»Kannst du dann meine Furcht verstehen?«

»Sicher.«

»Dann ist es gut.«

Hinter ihr verließ ich den Anbau. Empfangen wurden wir vom Grollen des Donners. Er hatte sich doch genähert, und es wehten bereits erste Windstöße über den Totenacker. Fern im Westen hatten sich Wolken zu regelrechten Bergen aufgetürmt.

Der Wind bewegte die Blätter. Sie glänzten, schimmerten und schienen uns zuzublinzeln.

Der Dunst war geblieben und hatte sich nicht weiter verdickt, sodass wir eine einigermaßen normale Sicht hatten. An den Büschen, Hecken und Bäumen vorbei bewegten wir uns tiefer in das Gelände des Friedhofes mit seinen grauen Grabsteinen hinein.

Unser Ziel war das kleine Areal mit dem offenen Grab, neben dem die Bohlen lagen.

Gefüllt mit dem Blut eines Dämons wartete es auf uns. Aber nicht nur damit, denn über den Grabrand hervor ragte bis zur Brust die Gestalt einer Frau.

Cynthia Manson stand im Blut!

***

Der unheimliche Dämon war geblieben. Wie ein Abziehbild des Bösen lauerte er im Fahrstuhlschacht, kalt beobachtet von Suko, ängstlich von dem Hausmeister.

Der Dämon hatte die Kontrolle übernommen, das musste auch Suko zugeben. So sehr er sich den Kopf zerbrach, er wusste nicht, wie er ihn einordnen sollte.

Zunächst einmal wich er zurück, entgegen seiner Ankündigung, in den Schacht klettern zu wollen, was den Hausmeister irritierte. Er wollte etwas fragen. Suko legte seinen Zeigefinger an die Lippen.

Der Mann verstummte.

Der Inspektor musste sich vorbereiten. Es war nicht sicher, ob er den Kampf überhaupt gewinnen konnte, denn er wusste rein gar nichts über die Kraft und die Macht dieses Dämons, der mehr einem aus Blut gefertigten Scheusal glich.

Suko zog seine Dämonenpeitsche.

Der Hausmeister schaute ihm dabei zu, die Hände gegen die Wangen gepresst. Manchmal schluckte er, schaute hoch, dann wieder zu Suko hin und zuckte zusammen, als die drei Riemen aus der Öffnung rutschten und klatschend den Boden der Liftkabine berührten. Dort blieben sie liegen wie erstarrte Schlangen.

»Verdammt, was ist das?«

»Eine Peitsche.«

Der Hausmeister lachte schrill. »Und damit wollen Sie diese Gestalt erledigen?«

»Es zumindest versuchen.«

»Das schaffen Sie nie.«

»Abwarten, Meister!«

Der Blutdämon hatte sich nicht gerührt. Zwischen ihm und der Dachkabine befand sich ein Zwischenraum von ungefähr einem Yard. In diese Lücke wollte Suko hinein. Da er beide Hände benötigte,

steckte er die Peitsche umgekehrt in den Gürtel, erst dann tat er das, was der Hausmeister schon zuvor von ihm erwartete, sich aber nicht zu trauen gefragt hatte.

Suko zog die Beretta!

»Ja, Inspektor, ja! Schießen Sie ihm die Fratze kaputt, verdammt noch mal!«

»Seien Sie ruhig!«

Suko schaute über den schräg nach oben gerichteten Lauf der Pistole, denn er musste diese Horror-Gestalt möglichst genau treffen.

Die Mündung pendelte sich zwischen den hellen Augen in dem dunkelroten Gesicht ein. Darunter zeichnete sich so etwas wie ein Knoten ab, der eine Nase sein konnte.

Suko zielte etwas höher, genau zwischen die Augen…

Der Hausmeister befand sich hinter ihm, den Rücken hatte er gegen die geschlossene Tür gepresst.

Suko ließ sich auch durch dessen heftiges Atmen nicht irritieren oder aus der Ruhe bringen. Er brauchte jetzt eine ruhige Hand.

Der dunkelrote Blutdämon über ihm spürte die Gefahr wohl nicht, weil er keinerlei Anstalten traf, sich zu bewegen oder eine Flucht nach oben zu versuchen. Wie eingeklemmt steckte er innerhalb der Schachtwände.

Der Zeigefinger des Inspektors lag bereits am Stecher. Er brauchte ihn nur um eine Idee zurückzuziehen, den Druckpunkt erreichen - und…

Der Schuss hörte sich peitschend und krachend zugleich an. Er ließ den Hausmeister zusammenzucken und in die Knie gehen, wobei der Mann die Arme um den Kopf schlang.

Und die geweihte Silberkugel?

Sie hatte den Schädel genau dort getroffen, wo Suko es hatte haben wollen.

Ein Loch war dort entstanden, und die Kugel hatte einen Fetzen aus der Bluthaut herausgerissen, der irgendwo hinter dem Dämon an der Schachtwand kleben musste.

Fiel er? Löste er sich auf?

Suko hoffte es, er rechnete damit, aber diese verdammte Gestalt tat ihm den Gefallen nicht.

Sie blieb, sie löste sich nicht auf, nur das Loch im Schädel war geblieben.

Resistent gegen geweihtes Silber!

Suko wusste Bescheid und wusste damit auch, dass er es mit einem mächtigen Gegner zu tun hatte, der sich jetzt zuckend bewegte und höher stieg.

Er wollte nicht flüchten, er zog sich nur zurück, aber Suko gehörte nicht zu den Menschen, die schon nach dem ersten Versuch aufgaben.

Er machte weiter.

»Dann also nicht«, sagte er.

»Was heißt das?«

»Ich klettere hoch!«

Suko steckte die Beretta wieder weg, weil er beide Hände zum Klettern benötigte.

An den Rändern der Luke hielt er sich fest. Ein Klimmzug mit den Fingerspitzen brachte ihn höher.

Er streckte den Kopf durch die Luke, die Schultern folgten, anschließend der Oberkörper, und wenig später stand er breitbeinig über dem Viereck.

Der Dämon schwebte über ihm. Er sah aus, als hätte er sich um die Stahlseile gewickelt. Im Dunkel des Schachts schimmerten seine Augen noch heller und kälter. In der Bleichheit der Pupillen tanzten Funken wie winzige Sterne.

Das wiederum lenkte Suko ab und erinnerte ihn gleichzeitig an etwas anderes.

An einen anderen Ausdruck - Karfunkelaugen!

Plötzlich stand die Verbindung zu Baphomets. Ihm fiel ein, dass dieser mächtige Dämon beinahe die gleichen Augen hatte wie der über ihm. Karfunkelaugen.

Suko konnte sich nun erklären, wie es möglich gewesen war, dass sein Silber keine Wirkung gezeigt hatte.

Dieser Dämon stand unter dem Schutz des mächtigen Baphomets. In seinem Aussehen wirkte er so, als wäre er ein Stück von ihm.

Wie aber sollte Suko ihn erledigen?

Ein zweiter und dritter Schuss würde kaum reichen. So schaffte er ihn nie. Es gab für Suko nur eine Möglichkeit: Er musste so nahe wie möglich an ihn heran, um die Dämonenpeitsche gegen ihn einsetzen zu können.

Wie aber hinkommen?

Klettern war die einzige Möglichkeit! Sich an einem der Stahlseile in die Höhe zu hangeln, um in die Nähe des Teufels zu gelangen.

Die Seile waren glatt, verknotet, rissig, sie konnten Hände zerfetzen, wenn man nicht Acht gab.

Suko brauchte einen Schutz.

Dazu kam es nicht mehr, denn der Blutdämon hatte lange genug gewartet.

Jetzt übernahm er wieder das Kommando, und er zeigte, wie grausam menschenverachtend er war.

Suko spürte den Ruck, er verlor den Boden unter den Füßen, wäre in die Tiefe gerast, warf sich im letzten Augenblick nach vorn und umklammerte eines der Seile mit beiden Händen.

Er hörte den irren Schrei des Hausmeisters, schaute nach unten und

sah die Kabine kleiner werden.

Sie jagte in die Tiefe, am Erdgeschoss vorbei, in den Keller, dann stoppte sie der Boden.

Das Geräusch war grauenhaft. Der schrille Schrei des Hausmeisters war untergegangen in einem gewaltigen Splittern und Bersten, als die Kabine regelrecht auseinandergerissen wurde und von ihr nur noch ein verbogener Haufen Material zurückblieb.

Obwohl der Dämon über ihm schwebte, schloss Suko für einen Moment die Augen. Der Schall hallte wie das Gelächter des Bösen durch, den Schacht. Er malträtierte Sukos Ohren und war für ihn gleichzeitig das Zeichen, dass der Kampf erst am Beginn stand.

Suko spürte den Adrenalinstoß, der durch seine Adern schoss. In den folgenden Sekunden kam es darauf an, wie stark er war, ob er sich an dem Seil halten und gleichzeitig gegen den Blutdämon kämpfen konnte.

Und der sah Land.

Wie ein Stein jagte die schreckliche Gestalt fauchend auf den Inspektor zu…

***

Cynthia stand da, bewegte sich nicht, aber sie hielt etwas in der rechten Hand, das ebenso an einer Kette hing wie mein Kreuz. Nur handelte es sich bei ihr um einen anderen Gegenstand, um zwei raffiniert ineinander geschobene Dreiecke, die ein Pentagramm bildeten.

Ihr Hilfsmittel, ihre Verbindung in eine andere Welt, die von Baphomets beherrscht wurde.

Violetta ging nicht mehr weiter. Dicht neben mir blieb sie stehen. Ich merkte, wie stark sie bebte, und die Waffe in ihrer Hand zitterte mit.

»Ja«, hauchte sie und nur hörbar für mich. »Jetzt ist der Vorhang zum letzten Akt aufgezogen worden.«

»Sind denn alle Akteure vorhanden?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Zumindest einen vermisse ich noch. Unseren Freund Osgood. Oder täusche ich mich?«

»Und der Schädel?«

»Den wird Osgood besitzen.«

»Dann wird er auch bald hier erscheinen.«

Violetta bewegte ihre Augen. »Meine Güte, er würde auch gegen uns stehen.«

Bisher hatte mich niemand über die Funktion des Totenschädels richtig aufgeklärt. Ich wollte es aber wissen, um entsprechend handeln zu können. »Was ist mit dem Schädel, Violetta? Welche Funktion genau erfüllt er?«

»Er stand einmal an Baphometss Thron. Er hält die Welt hier zusammen, er ist das Bindeglied. Der große Dämon hat von einem Thron aus regiert, zu dessen Füßen Schädel aufgereiht waren. So habe ich es gelesen, und Cynthia hat einen Schädel bekommen, zusammen mit Baphometss Blutdämon. So sehen die Zusammenhänge aus, John.«

»Gab sie ihn dann ab?«

»Es sieht so aus. Osgood muss unter ihren Einfluss geraten sein. Anders kann ich mir sein Verhalten nicht erklären.«

Wir konnten uns so unbesorgt unterhalten, weil sich in dem Grab nichts tat. Cynthia traf keinerlei Anstalten, die schaurige Grube zu verlassen. Sie blieb dort stehen, bewaffnet mit dem Pentagramm, für sie ein magischer Schutz, den ich nicht allzu ernst nahm, denn mein Kreuz war ihm an Kraft und Macht gewiss überlegen.

»Und wie willst du vorgehen?«, erkundigte sich Violetta.

Ich wartete den nächsten Donner ab. Erst ein Krachen, dann ein Grollen. »Da ich den Blutdämon nicht entdecken kann, kümmere ich mich um deine Ahnherrin.«

»Ist gut.«

»Und halte du die Augen offen! Ich will nicht, dass uns Osgood überrascht.«

»Traust du ihm das zu?«

»Sogar eine Kugel in den Rücken. Wer dermaßen mit Dämonen paktiert, der kennt weder Rücksicht noch Erbarmen.«

»Das glaube ich auch.«

Cynthia schaute mir entgegen. Sie war trotz der Dunkelheit gut zu erkennen. Mir fiel besonders ihr blasses Gesicht auf und die roten Lippen, die dunkel wirkten. Hart lagen sie aufeinander, kein Lächeln zog sie in die Breite, auch die Augen bewegten sich nicht. Sie wirkten so, als hätte man sie als leblose Kugeln kurzerhand in die Höhlen hineingestopft.

Etwa eine halbe Körperlänge vor dem Grab stoppte ich meinen Schritt, schaute kurz hinein und stellte fest, dass der Blutrand ihr bis zur Hüfte reichte.

Baphometss Blut ließ sie schweben. Es trug sie wie das Wasser des Toten Meeres.

Ich nickte ihr zu. »Das ist der letzte Akt, Cynthia, und diesmal bin ich der Regisseur. Du hast zu lange mit mir gespielt und mich nach deinen Plänen hin- und hergeschoben…«

»Es waren nicht meine!« Ihre raue Stimme unterbrach mich. »Es ging mir einzig und allein um Baphomets.«

»Auch er ist mein Feind!«

»Aber er wird siegen!« Sie erklärte es mit einer Gewissheit, die sogar ihr Gesicht veränderte, denn es verzerrte sich zu einer wahren Fratze des Triumphs.

Ich zog ihr den Zahn. »Bisher habe ich noch immer gewonnen, Cynthia. Ich kenne Baphomets, er gehört zu den Dämonen, die auf meiner Liste ganz oben stehen. Bisher bin ich der Sieger geblieben, auch wenn er es immer wieder versucht. Er will sich hier eine Welt aufbauen, aber das kann ihm nicht gelingen. Ich schwöre es.«

Zum ersten Mal sah ich, dass sich ihre Augen bewegen konnten, denn sie verengten sich, sodass sie anschließend nur aus Sicheln bestanden. »Glaubst du das wirklich, Sterblicher, dass du gegen ihn ankommen wirst?«

»Sterblicher!« Ich lachte sie aus. »Was nimmst du dir heraus? Ich bin zwar sterblich, aber…«

Plötzlich schäumte es um sie herum auf. Das Blut geriet in Wallung, es verwandelte sich in eine Welle, die es schaffte, die Frauengestalt in die Höhe zu schleudern.

Sie wischte vor mir in die Dunkelheit, als wollte sie in die näher kommenden Wolken eindringen, und war begleitet vom Grollen des Donners. Das Dämonenblut im Grab erlebte einen regelrechten Sturm. Es schwappte über, sodass ich gezwungen war, mich zurückzuwerfen.

Ein mächtiger Blitz zuckte fast waagerecht über das Gelände. Er sah aus, als wollte er in den Körper der Frau eindringen, wurde jedoch von dem Pentagramm abgefangen.

Über mir erklang ein fast bösartiges Zischen, als der Blitz durch die Dreiecke zuckte, sie und das Innere hell aufleuchten ließ, wobei er das Pentagramm gleichzeitig um einiges vergrößerte und diesen Gegenstand in eine gefährliche Waffe verwandelte, die wie eine Sense an der verlängerten Kette in die Tiefe jagte, gehalten von einer Person, die in der Luft schwebte als Machwerk der Hölle.

»Baphometss Blut!«, brüllte sie. Ihre Stimme fegte wie ein Donnersturm über den alten Friedhof, umtost vom näher kommenden Wetterleuchten der Blitze und den folgenden Paukenschlägen des Donners.

Ja, das Blut schäumte. Es lief sogar über, zeigte helle Schaumränder auf der Oberfläche und entließ widerlich stinkende Schwaden. Wenn das so weiterging, würde es bald den gesamten Friedhof überflutet haben.

Durch diese Verwandlung waren all meine Pläne ad absurdum geführt worden. Ich konnte mich auch nicht um meinen Schützling kümmern, denn das Finale spielte sich zwischen mir und dieser verfluchten Riesengestalt namens Cynthia ab, die durch die Kraft der Hölle zu einem mörderischen Monster geworden war und ihre Kräfte auch dementsprechend gegen mich einsetzen würde.

Sie kämpfte, und sie besaß eine gefährliche Waffe.

Das ebenfalls übergroße Pentagramm, gestählt durch die Macht Baphometss, raste von oben wie ein fallbeilähnliches Pendel auf mich

herab…

***

Das alles hatte natürlich auch Violetta mitbekommen. Sie wusste genau, wo ihre Chancen lagen und wie sie ihre Kräfte einsetzen konnte. Als Regisseur hatte sie es tatsächlich inszeniert. Um als Akteurin selbst mitzumischen, war sie zu schwach.

Sie konnte nur eines tun. John Sinclair, dem Geisterjäger, die Daumen drücken.

Auch sie sah, wie sich ihre Ahnherrin verwandelte und das Blut aus dem Grab drang, aber es war ihr nicht mehr möglich, dem Kampf zu folgen, denn von der Seite her drohte Gefahr.

Violetta hatte im Laufe der Zeit einen Instinkt dafür entwickelt. Sie drehte sich herum - und sah die Gestalt.

Wie aus dem Boden gewachsen stand sie vor ihr. Osgood! In diesem Augenblick für sie ein Riese, gleichzeitig die Inkarnation des Bösen, denn er besaß den Schädel.

Locker lag er auf seiner rechten Handfläche, das hässliche Gesicht der Frau zugewandt.

Laut und saugend holte sie Atem. Plötzlich flackerte ihr Blick. Sie wollte es nicht, sie wollte auch nicht, dass ihre Knie anfingen zu zittern, aber sie konnte es nicht unterdrücken. Die andere Macht war zu stark.

»Jetzt bin ich da!«, sagte Osgood.

Für Violetta Manson waren die Worte so etwas wie ein düster gesprochenes Todesurteil. Allein der Klang machte ihr klar, wie gering ihre Chancen waren.

Urplötzlich dachte sie an den Dolch. Siedend heiß fiel ihr ein, dass sie die Waffe noch besaß, und es durchzuckte sie wie ein heftiger Stromstoß.

Ja, damit konnte sie…

Ihr Feind kam…

Da hob Violetta den Arm und drehte die Hand so, dass die Dolchspitze auf Osgood zeigte.

Der Mann, der rein äußerlich nichts Dämonisches an sich hatte, blieb stehen, und auf seinem Gesicht erschien ein Ausdruck der Verwunderung, als könnte er nicht fassen, dass es jemand wagte, eine Waffe gegen ihn zu richten.

»Bleib stehen!«, röhrte Violetta, doch ihre Worte gingen fast im dumpfen Grollen eines Donners unter. Der Blitz zuvor hatte einen gelben Reflex auf Osgoods Gesicht gezaubert.

Der Mann dachte nicht daran, stehen zu bleiben. Nahezu verwundert schüttelte er den Kopf. So etwas war ihm noch nie passiert. »Du wagst es?«, flüsterte er. »Du wagst es wirklich?«

»Ja, ich werde dich…«
»Was denn?«
Sie hörte hinter sich Kampfgeräusche. Ein Schreien, Schlagen, Ächzen, aber sie konnte sich nicht umdrehen.
»Töten?«, fragte er. »Willst du mich töten, kleine Violetta? Mich, der unter seinem Schutz steht, der den Schädel hat?«
»Und ich habe das Messer!«
Da legte er den Kopf zurück und lachte in den Donner des Gewitters hinein. »Was ist schon ein Messer gegen den Schädel von Baphometss Thron, der einem Menschen teufelähnliche Kräfte verleiht? Du bist dumm, Mädchen, du bist sehr dumm. Du hättest dich auf unsere Seite stellen sollen. Jetzt aber ist es zu spät.«
Das wollte Violetta nicht wahrhaben. Nein, es sollte nicht vergebens sein. Sie hatte noch nie in ihrem Leben jemanden mit irgendeiner Waffe angegriffen. Jetzt konnte sie nicht anders. In dieser Nacht und auf diesem verfluchten Totenacker blieb ihr keine andere Wahl.
Und sie griff an!
Es war ein wilder, von Zorn und Hass begleiteter Angriff, erhellt von einem aus dem Himmel zuckenden Blitz, gefolgt vom Peitschen des Donners und gleichzeitig ein Angriff, der das Ziel traf und es trotzdem verfehlte.
Die Klinge des Dolchs raste nicht in den Körper, sondern traf den Totenschädel!
Violetta erstarrte. Sie hatte den Ruck gemerkt und auch das anschließende Lachen des Mannes.
Osgood wusste, dass er gewonnen hatte, und er stand da wie aus Stein.
Violetta hob den Blick. Osgood lächelte eisig. Die Klinge bewegte sich nicht. Sie klemmte im Maul des Totenschädels und es sah so aus, als hätte sich der Totenkopf darin festgebissen.
»Und jetzt?«, fragte Osgood flüsternd und gab seiner Stimme einen gefährlichen Klang. »Was willst du jetzt tun, he? Was, sag es!«
Sie sagte nichts, weil sie nicht fähig war, eine Antwort zu formulieren. Aber sie merkte, dass sie verloren hatte. Der andere war stärker, er hatte sie eiskalt auflaufen lassen.
»Du wolltest mich töten, wie?«, keuchte er. »Ja, du wolltest mich töten!« Er schüttelte den Kopf.
»Wie dumm du doch bist, Mädchen, wie dumm! Niemand kommt gegen uns an, denn wir sind stärker. Ich werde es dir beweisen!«
Blitzartig drehte er den Schädel herum. Violetta hatte den Messergriff sowieso nicht allzu fest gehalten. Durch die Drehung glitt er ihr aus der Hand.
Als sie nachfassen wollte, traf sie der Tritt am Schienbein. Der Schmerz trieb ihr das Wasser in die Augen, gleichzeitig sackte sie

zusammen.
Das hatte Osgood gewollt. Ein zweiter Tritt beförderte Violetta auf den Rücken. Was um sie herum geschah, bekam sie nicht mit, sie hatte nur Augen für diesen aalglatten Osgood, der vor ihr hochragte wie ein Monstrum.
Ein böser Mensch, mit einem kalten Lächeln auf den Lippen und eisigen Augen.
Er hatte den Schädel, und er besaß das Messer, das auf das Opfer wies.
»Vorbei!«, sagte Osgood. Er konnte den Triumph in seiner Stimme nicht verbergen. »Es ist vorbei…«
»Wie - wie…«
»Du bist tot!«
Violetta schrie. Es war wie eine Explosion. All die schreckliche Angst, die sich in ihr aufgestaut hatte, musste einfach raus. Deshalb brüllte sie so laut.
Osgood kümmerte das nicht. Er ließ sich fallen. Mit ihm fuhr der Blutdolch nach unten, und Violetta sah beide übergroß auf sich zurasen.
Dann explodierte die Welt um sie herum in einem furchtbaren Schmerz. Und wie in einem Fieberwahn glaubte sie, das Lachen des Totenschädels zu hören…

***

Cynthia Manson war zu einer riesigen Puppe geworden, die von anderen Kräften gesteuert wurde.
Eines jedoch musste man ihr lassen. Sie beherrschte ihre Waffe meisterhaft.
Das Pentagramm drehte sich wie ein tödlicher Kreisel oder eine Säge, die alles zerfetzen würde, was ihr im Weg stand. Ich musste weg, wuchtete mich zur Seite, sah den silberfarbenen Blitz und hörte auch das Pfeifen, mit dem die Waffe durch die Luft schnitt.
Sie erwischte mich nicht. In einem schrägen Winkel raste sie in das Grab und damit in das Blut hinein, das hoch aufspritzte, sodass seine Tropfen mich erwischten. Ich war nicht liegen geblieben, drehte mich über den Boden und sprang auf die Füße.
Am Rand bekam ich mit, wie Osgood erschienen war und sich mit Violetta beschäftigte, der ich gern zu Hilfe geeilt wäre, was jedoch nicht möglich war, denn Cynthia Manson wollte meinen Tod, und sie setzte alles dabei ein.
Sie fiel.
Senkrecht raste sie dem Boden entgegen. Die Kette schwang sie dabei wie ein Cowboy ein Lasso.
Über meinem Kopf drehte das Pentagramm Kreise, dann sackte es ab.

Der Winkel wurde für mich ungünstig, denn es hätte leicht meinen Kopf abschlagen können.

Ich wartete eiskalt ab.

Es war ein Spiel mit dem Feuer, mit dem Leben, aber mir blieb keine andere Wahl.

Mein Vorteil war die Länge der Kette, deshalb duckte ich mich und rannte los.

Mit eingezogenem Kopf unterlief ich die Kette und kam an die Frau heran.

Cynthia zog den Arm zurück. Hinter mir hörte ich den dumpfen Laut, der entstand, als sich das Pentagramm in den Boden bohrte und ihn mit seinen spitzen Ecken aufriss. Ich rechnete damit, dass es durch die Wucht des Schlages feststeckte. Bis Cynthia es wieder frei bekam, würden einige Sekunden vergehen.

Da war ich schneller!

Mein Schlag rammte sie um. Sie schrie wütend, kam wieder hoch, lief zurück, übersah den Grabrand, stolperte und fiel in die mit Dämonenblut gefüllte Grube.

Das war meine Chance!

Ich wirbelte auf der Stelle herum. Das Pentagramm steckte noch immer im Gras. Zwischen den Dreiecken blitzte es auf. Möglicherweise zeichnete sich dort sogar die Fratze Baphometss wie ein Hologramm ab, was mich jedoch nicht störte.

Ich griff an.

Diesmal mit dem Kreuz. Das Pentagramm konnte mich nicht aufhalten. Bevor es den Boden verließ, hatte ich mein Kreuz in die Dreiecke hineingesteckt und meinen Talisman darin verhakt.

Eigentlich wollte ich die Formel sprechen, um die weißmagische Energie zu vervielfachen, doch das erwies sich als unnötig. Beide Kräfte waren schon aufeinander getroffen, und sie reagierten dabei wie Feuer und Wasser.

Hitze und Kälte, Gut und Böse prallten aufeinander, ohne dass ich weiter einzugreifen brauchte.

Ich stand nur da und schaute zu.

Aus dem Pentagramm hörte ich das Zischen. Ich wusste nicht genau, aus welch einem Material es bestand, jedenfalls konnte ich mich auf mein Kreuz verlassen.

Es weichte nicht auf und stank auch nicht nach verbranntem Fleisch. Es schrie auch nicht, denn der Schrei, der erklang hinter mir, er drang aus dem Grab.

Ich drehte mich um.

Es war furchtbar. Dass sich Cynthia bewegte, erkannte ich am Zucken der Kette, die wie ein feiner Strich auf dem Boden lag und über den Grabrand hinweg in das Blut eintauchte, wo Cynthia verschwunden

war.

Ich lief hin.

Das Dämonenblut kochte, es schäumte, und es reagierte wie eine Säure. Was von Cynthia Manson zurückgeblieben war, schwamm auf der Oberfläche.

Haare und Knochen…

Da wandte sich die Magie, auf die sie sich so stark verlassen hatte, wie ein Bumerang gegen sie.

Ich atmete auf.

Die paar Schritte bis zu meinem Kreuz hatte ich schnell zurückgelegt, hörte den irren Schrei, der in meinen Ohren sirenenartig gellte, und erinnerte mich wieder an Violetta.

Sie hatte so schrecklich gebrüllt!

Mein Blut wurde zu Eis. Ich konnte nicht vermeiden, dass mir Tränen in die Augen schossen, denn ich hatte das Gefühl, dass für Violetta alles zu spät war.

In einer Reflexbewegung riss ich das Kreuz an mich, das im Gegensatz zu diesem übergroßen Pentagramm noch völlig okay war. Vom Pentagramm war nicht mehr als ein stinkender, schwarzer Klumpen zurückgeblieben. Ich konnte nicht mehr erkennen, welche Form es vor dieser Attacke gehabt hatte.

Um Violetta zu erreichen, musste ich einige Schritte laufen.

Osgood richtete sich auf, als ich bei ihm war.

In der linken Hand den Schädel, in der Rechten das Messer, von dessen Klinge frisches Blut rann.

Und Violetta lag reglos neben ihm. Selbst bei diesen schlechten Lichtverhältnissen konnte ich die Wunde auf ihrem Körper erkennen. Der harte Donnerschlag hörte sich an wie ihr Grabgesang. Blitze erhellten plötzlich die Luft, der Wind war scharf und fauchend wie ein Raubtier, dann goss es plötzlich in Strömen.

Ich aber griff an!

***

So schnell der Dämon auch war, Suko handelte rascher. Er musste schneller sein, denn ihm blieb nur noch eine einzige Chance: sein magischer Stab, der sich einmal im Besitz des großen Religionsgründers Buddha befunden hatte.

Mit ihm konnte er die Zeit anhalten und einen Gewinn von fünf Sekunden erreichen.

Er hoffte nur, dass dieser Dämon so hörte wie ein Mensch. Ohren waren sichtbar keine vorhanden, aber man konnte nicht alles haben. Er wurde riesig, schien nur noch aus Maul zu bestehen, und Suko klammerte sich verzweifelt mit einer Hand am Seil fest.

Mit der anderen Hand berührte er den Stab. Um die Magie zur

Wirkung zu bringen, brauchte er den Kontakt.

Er schrie das eine Wort.

»Topar!«

Und genau das war es, was den Dämon stoppen konnte. Jeder, der dieses Wort hörte, erstarrte für die Dauer von fünf Sekunden. Nur der Träger des Stabes konnte sich bewegen.

Das war Suko!

Die Zeit lief nicht mehr weiter. Es gab nur ihn und den fürchterlichen Dämon, der nicht mehr weiter in die Tiefe gerast war. Dicht über Suko war er zum Stillstand gekommen. Er hing zwischen den Wänden, als hätte man ihn daran festgeklebt.

Ideal für Suko, weil er Zeit bekam. Weniger ideal allerdings, weil er den Dämon in dieser Zeitspanne nicht vernichten durfte. Der erste Träger des Stabes hatte einen Riegel davor geschoben. Hätte Suko seine Macht ausgenutzt, wäre die Kraft des Stabes verloren gegangen. Er konnte Gegner ausschalten, kampfunfähig machen, aber nicht in dieser Zeitspanne vernichten.

Das alles war bekannt, und Suko konnte sich jedes Mal darauf einstellen, auch hier.

Dass er die Peitsche bereits ausgefahren in den Gürtel gesteckt hatte, erwies sich in diesem Fall als großer Vorteil. Er veränderte seine Haltung etwas, indem er mit seinem Arm das Seil umklammerte und es sehr eng fasste.

In der linken Hand hielt er die Peitsche.

Sekunden können lang werden, aber auch schnell vorbeigehen. Suko machte in dieser kleinen Zeitspanne eine wahre Hölle durch. Wenn er fiel, war er verloren, wenn er zu spät reagierte, ebenfalls, deshalb musste er den linken Arm schon nach hinten legen, um sofort, wenn die Spanne vorüber war, zuschlagen zu können.

Suko hatte im Laufe der Zeit ein Gefühl für diesen Punkt bekommen und irrte auch jetzt nicht.

Vorbei war die Zeit.

Der Dämon fiel.

Und Suko schlug zu!

Es spielte sich alles innerhalb einer Sekunde ab. Für den Inspektor war sie ebenso lebensentscheidend wie für seinen Gegner. Die geweihte Silberkugel hatte nicht ausgereicht, aber die drei Riemen der Dämonenpeitsche waren stärker.

Und sie klatschten gegen diese rote, blutähnliche Masse des Dämons. Sie rissen sie auf, wie Suko erkennen konnte, der seine Augen weit aufgerissen hatte.

Plötzlich bestand eine Seite des Dämons nur noch aus Fetzen. Gleichzeitig löste sich die Festigkeit.

Die Gestalt mit dem widerlichen Maul explodierte dicht über ihm,

und ein gewaltiger Blutschwall verteilte sich innerhalb des Schachts. Das Zeug klatschte wie dicker Teer gegen die Wände, folgte den Gesetzen der Physik und rann allmählich nach unten.

Auch Suko hatte seinen Teil abbekommen. Er sah aus, als hätte man ihn mit Farbe beschmiert.

Das allerdings war ihm egal, völlig egal. Für ihn zählte einzig und allein, dass er noch lebte und er es geschafft hatte, den verfluchten Dämon zu vernichten.

Nur jubeln wollte er nicht. Noch hing er am Seil im Schacht des Aufzugs, und es würde sicherlich dauern, bis jemand kam, der ihn befreite.

Diesmal klammerte er sich mit beiden Händen fest. Die Beine hatte er sowieso um das Seil geschlungen.

An den Wänden aber klebten die Blutreste des Dämons. Sollten sie ruhig, es kümmerte ihn nicht mehr.

Hausbewohner hatten Polizei und Feuerwehr alarmiert. Sie schafften es, den Inspektor aus seiner misslichen Lage zu befreien. Als die Männer nach Erklärungen fragten, schüttelte Suko nur den Kopf.

»Es war nichts«, sagte er, »gar nichts…«

Danach sank er erschöpft zusammen.

***

Ich gegen ihn!

Wieder einmal musste ich alles auf eine Karte setzen. Obwohl mich der Tod der Frau stark mitgenommen hatte, blieb ich kalt, denn nur so konnte ich Sieger bleiben.

Ich hatte mein Kreuz, die Beretta, er besaß den Schädel und den Killerdolch.

Blitzschnell stieß er die Klinge vor, weil er damit gerechnet hatte, dass ich ihn attackieren würde.

Eine Täuschung, denn ich riss noch während des Laufs mein rechtes Bein in die Höhe.

Ein Karatetritt, dem er nichts entgegenzusetzen hatte. Ich erwischte sein rechtes Handgelenk perfekt. Der Schmerz musste wie ein Messer durch seinen Arm schneiden und ihm die Kraft rauben, denn er ließ das Messer fallen.

Sein wütender Schrei ging unter im Prasseln der Wassermassen, die sich allerdings indirekt auch gegen mich stellten, denn der Boden war innerhalb von Sekunden nass und seifig geworden, sodass ich urplötzlich den Stand verlor und mir vorkam wie jemand, dem man ein Bein weggerissen hatte.

Ich sah alles in einem rasenden Wirbel, als ich nach hinten kippte. Den Regen, die hellen Blitze, ich hörte den Donner, dann schlug ich auf.

Sterne sah ich und wollte mich zur Seite rollen, als ich den Druck spürte. Es war ein Schuh, der auf meinem Brustkasten stand. Ich schaute höher und erkannte Osgood.

Und er verstärkte den Druck, presste den Schuh hart auf meine Brust, als wollte er mir die Rippen brechen.

Verflucht, ich bekam kaum Luft, sah ihn als einen nassen Schatten, der sich hochstemmte und mit bei den Händen den Totenschädel festhielt. Seine Absicht war klar, er wollte ihn mir auf den Kopf schmettern.

Wie hart das Gebein war, wusste ich nicht. Das Risiko wollte ich auch nicht eingehen, meine Hand hatte auch schon den Griff der Beretta gefunden.

Ich musste schießen, bevor er den Schädel in mein Gesicht schlug.

In das Krachen des folgenden Donnerstoßes hinein peitschte der Schuss.

Die Kugel fuhr aus dem Lauf, jagte schräg in die Höhe und erwischte den Mann genau in dem Augenblick, als er den Schädel in mein Gesicht rammen wollte.

Der Aufprall der Kugel warf ihn zurück.

Zwar hatte er den Schädel schon losgelassen, nur veränderte sich jetzt seine Richtung. Der Totenkopf flog an mir vorbei und prallte irgendwo auf. Der Schrei, den Osgood ausstieß, bestand aus einer Mischung aus Wut, Hass und Schmerz.

Taumelnd stolperte er zurück, fiel zu Boden und hielt sich die getroffene Stelle.

Es war der rechte Oberschenkel, in den mein geweihtes Silbergeschoss hineingejagt war. Ich hatte ihn nicht töten wollen. Dieser Mann sollte vor ein Gericht gestellt werden.

Als ich mich umdrehte und aufstehen wollte, kam mir der Regen plötzlich schwer vor, der auf meinen Körper prasselte wie sanfte Hammerschläge. Ich kam kaum hoch, passierte den Verletzten schwankend und kümmerte mich um das Mädchen.

Es lag in einer Pfütze. So bleich, durchsichtig und glasig - und auch tot.

Der Regen hatte das Blut fortgeschwemmt. Ich schloss Violettas Augen und hätte heulen können, so beschissen fühlte ich mich. Jemand beobachtete mich.

Es war Osgood, der mich anstarrte und es auch nicht bleiben ließ, als ich mich umgedreht hatte.

Ich ging an ihm vorbei, suchte den Schädel, zerstörte ihn mit meinem Kreuz, sodass Staub zurückblieb, den der Regen in den feuchten Friedhofsboden spülte.

Dann schaute ich mir das Grab an.

Dämonenblut und Wasser hatten sich miteinander vermischt.

Cynthias Knochen schwammen noch auf der Oberfläche wie letzte Erinnerungen an einen grauenhaften Fall.

Mit schleppenden Schritten ging ich zum Haus hinüber. »Ich werde Ihnen einen Arzt kommen lassen, Osgood.«

Er lachte mich nur aus und schrie mir noch nach, dass ich mich zum Teufel scheren sollte.

Das wiederum überließ ich gern anderen, denn ich hatte vor, noch einige Zeit auf dieser Welt zu bleiben…

ENDE